

VERONAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 24. Monatl. vier Nummern. Berlin, 23. Juni 1890. Preis: Vierteljährlich 2 Mark 50 Pf. in Oesterreich-Ungarn 1 fl. 50 Kr. 5. W. exkl. Stempel. 36. Jahrg.

Eine Vergangenheit.

Novelle von Ch. Zoeller-Lionheart.

(Fortsetzung von S. 214.) Nachdruck verboten.

Erna hatte ihn richtig taxiert. Ihre beispiellose Waghalsigkeit hatte den Sieg für sie entschieden. Klaus that ihr innerlich schon Abbitte. Er schämte sich des häßlichen Argwohn.

Also war es doch nur Weiberopposition gewesen, ein Auflehnen gegen sein zu früh beanspruchtes Herrenrecht, das sie zurückzuweisen sich verpflichtet fühlte.

Nun, sie wird sich daran gewöhnen müssen, wenn — wenn sie erst ganz und gar sein ist, die verwöhnte, von aller Welt vergötterte Frau, die bisher keinen Willen über sich gekannt hat.

Und ihre sichtbare Erregung, ja Verstörtheit, die jetzt noch ihr Gesicht leichenblau erscheinen läßt?

Sie ist eine tief und mächtig empfindende Natur, die fremdes Schicksal wie eigenes mit durchleidet. Eine schreckliche Schicksalschilderung kann ihre Wangen erbleichen lassen und sie so sichtlich aus der Fassung gebracht haben. Wenn er nicht so selbstverständlich nach dem Brief gegriffen, würde sie ihm denselben ganz von selbst mitgeteilt haben. Durch ihre Weigerung wollte sie vielleicht ein für allemal Position ihm gegenüber fassen.

Er ging reuevoll auf sie zu und küßte ihre Hand. „Wir bedürfen beide der ruhigen Ueberlegung, mein liebes Herz, zwei starke Geister, die gleich ein bißchen heftig aufeinander geplatzt sind. Du kannst dich so schnell nicht daran gewöhnen, deine unbeschränkte Selbständigkeit einem andern hinzugeben. Ich ging zu schroff vor, vergieb mir!“

Er zog sie an sich, und sie lehnte sich, am ganzen Leibe zitternd, keines Wortes mächtig, an ihn und verbarg an seiner Schulter ihr glühendes Gesicht.

Noch einmal flüsterte ihr guter Genius ihr zu, ihm sich zu vertrauen.

„Vertrau mir,“ stieß sie, noch aufgeregter, hervor. „Ganz und gar,“ sagte er überzeugungsvoll. Da knickte sie schamboll unter seiner edlen Festigkeit zusammen.

„Schade, daß unsere erste Glücksstunde solche Trübung fand. Du bedarfst der Ruhe, dich hat es angegriffen, du siehst elend aus. Ich verlasse dich jetzt und hoffe, morgen meine alte, strahlende Erna wiederzufinden.“

Er küßte ihre herabgesenkte Stirn und ging.

Draußen auf der Straße erblickte er, zerstreut hinübersehend, auf dem jenseitigen Trottoir eine theatralisch in einen Talmantel gewickelte Gestalt, die ihm seltsam bekannt vorkam. Wie eine Schildwache schien sie auf und ab zu schreiten, den Kopf zu den erhellten Beletagefenstern erhoben.

Er gab nicht weiter acht darauf. In gedrückter Stimmung ging er ins Offizierkasino und suchte dort Zerstreuung bei einer Partie Schach.

Wie anders hatte er sich diesen ersten Abend mit seiner verlobten Braut gedacht. Wie anders sich Erna denselben ausgemalt, die händeringend — ein Bild der Verzweiflung — die Unglücksepistel zum zehntenmal, Wort für Wort, studierte, ob sie derselben nicht eine schwerere Bedeutung beigelegt als sie verdiene:

Gnädigste Frau Baronin

Vor zwölf Jahren hatte ich die Ehre, Ew. Hochwohlgeboren zu begegnen, ohne daß Sie freilich eine Ahnung davon hatten.

Ich war seiner Zeit Privatsekretär, Geschäftsführer und Reiskamarschall des verstorbenen Herrn Baron Rudolf Joachim von Wedell-Viersberg.

Die Ordnung der Angelegenheiten meines Prinzipals lag damals in meiner Hand. Unter den Papierschmiegeln, die ich aus Liebhaberei aufgehoben, findet sich vielleicht dieses und jenes, was Ew. Hochwohlgeboren wertvoll sein dürfte. Unter anderem etwas, das ich, sowohl des interessanten Stoffes halber als auch aus Pietät für den Schöpfer, sorgsam bis zum heutigen Tage behütet habe. Selbstverständlich bin ich bereit, die Papiere nach Uebereinkommen demjenigen zu überlassen, der sie in ihrem vollen Wert



Schön-Buschen. Gemälde von A. Seifert.

Photographieverlag der Photographischen Union in München.

zu schätzen weiß. Hoffentlich findet sich bald eine Verständigung mit Euer Hochwohlgeboren, die mich der unangenehmen Pflicht überhebt, das kostbarste Blatt in meiner stark bedrängten Notlage anderweitig zu veräußern.

Einer geneigten Benachrichtigung, die mich herbeiruft, baldigst entgegengehend

Euer Hochwohlgeboren ergebenster

Albin Albini (Weiß), Charakterchauspieler a. D. Pitterat. Mittendorfer Str. 1, 4 Treppen.

Enthielt nicht jedes Wort eine geheime Drohung und hob sich ihr nicht plötzlich in schrecklicher Bedeutung aus der Vergangenheit hervor, was damals keine Bedeutung für das harmlose Kindergemüt gehabt? Erinnerste sie sich nicht ganz deutlich des heftigen Verdrusses bei dem Baron, als sein Sekretär und Geschäftsführer eines Tages mit seiner Brieftasche verschwunden war? Der Geldverlust konnte bei der Vermögenslage und der Gesinnung des Barons kaum diese gestörte Laune erklären.

Die Brieftasche mochte also außerdem Dinge enthalten haben, von denen es ihm fatal war, sie in gewissenlosen Händen zu wissen.

Der Baron Rudolf Joachim, der penible, gewissenhafte Herr, Dinge achtlos in den Papierkorb wandern lassen, die für ihn oder andere von Bedeutung waren — das sah dem ritterlichen alten Herrn durchaus unähnlich, während diese neue Erpressung nur eine Fortsetzung der vorhergegangenen Handlungsweise eines Menschen war, der zu allem fähig schien, um seine Ziele zu erreichen.

„O mein Gott, o mein Gott, in welche Hände bin ich geraten!“ jammerte Erna verzweiflungsvoll.

Und nun überlegte sie in Todesangst: zwölf Jahre hat er darüber hingehen lassen; es muß also von keiner großen Bedeutung sein, was er in Händen hält, sonst würde er wohl inzwischen schon damit aufgetreten sein.

Oder fürchtete er sich vor dem Baron, der ihn als Dieb brandmarken konnte? Stand ihr nicht gleiches zur Verfügung?

O, das war ja längst verjährt, und sie wußte den Namen des diebischen Geschäftsführers nicht einmal, hatte keine Ahnung, wie viel er damals entwendete.

Die Sache war ohne Zweifel die: er hatte die Papiere als wertvoll die Jahre liegen lassen. Ein tödlicher Zufall verriet ihm nun gleichzeitig, daß sie die Gattin und jetzt schulpflose Witwe des Bestohlenen sei, und dem Wiedermann war damit unerbittlich der Gedanke gekommen, von welch ungeheuren Wert die Papiere für eine Frau sein mußten, die eine hohe gesellschaftliche Stellung zu behaupten hatte.

Siedend heiß überließ es die Nerven. In irrer Todesangst lief sie umher. Keinen Augenblick kam ihr der rettende Ausweg, alles abzuleugnen, die versteckte Drohung zurückzuweisen, lähnen dem Abenteuer, als einem Verleumder, entgegenzutreten und nun ihrerseits zu drohen, den Schutz der Behörden für sich anzurufen gegen einen, der, nach dem Beginn seiner Laufbahn zu urteilen, dort nicht gerade allzu günstig angegriffen sein mochte.

Ernas durch und durch wahrer Natur kam nicht mal die Idee, die Wahrheit abzutreten. Nur gegen die Folgen sich zu schützen, marterte sie ihr Hirn in verzweifelter Angst.

Hestig klingelte sie und befahl, Fräulein Schmachthahn herbeizurufen. Gottlieb ließ zurückfragen: sie könne nicht vom Sofa aufstehen, ihre Füße seien dick angeschwollen und sie habe Kopfschmerzen, ihr Winterreumatismus sei wieder da.

In solchem Zustand — das wußte Erna aus Erfahrung — war die Schmachthahn unbrauchbar. Schon bei Tisch hatte sie Erna grämlich mit Vorwürfen überhäuft, sie in den feuchten Gärten geschleppt zu haben: sie fühle ihre Winterplage schon durch alle Glieder zucken.

Seufzend hatte Erna es aufgegeben, Rat und Hilfe dort zu finden, wo sie sonst bestimmt darauf hätte rechnen können.

Und doch mußte etwas geschehen und zwar sogleich. Der fürchterliche Mensch, der sicher mit der Annahme eines Vielwissenden hier auftrat, durfte nicht zum zweitenmal sich in ihrem Hause zeigen.

„Barmherzigkeit! Wenn er Klaus Berge begegnete! Wenn der ihn zur Rede stellte! Wenn...“

Die bloße Vorstellung davon preßte ihr den Angstschweiß aus und trieb sie rastlos von Zimmer zu Zimmer.

Zuletzt faßte sie einen verzweifeltsten Entschluß. Hastig warf sie ein dunkles, unscheinbares Kleid über, schlüpfte in einen Regenmantel und knüpfte einen dichten Schleier über den unauffälligen Hut.

„Holen Sie mir eine Droschke!“ befahl sie, allen Mut zusammenraffend. Dem erstaunt aufblickenden Diener, dessen ehrerbietiges: „Habe ich Frau Baronin zu begleiten?“ sie mit einem kurzen „Nein“ abschchnitt, wick sie mit den Augen aus. Sein ergebener, „Sehr wohl!“ konnte die wachsende Verwunderung nicht ganz bedecken.

An der Droschke, zu der er die Herrin pflichtgetreu geleitete, um dienstfertig den Schlag aufzureißen, erwuchs ihr neue Verlegenheit, als er, nachdem sie Platz genommen, respektvoll hineinfragte: „Wohin befehlen Frau Baronin?“

Erna war in ratloser Verwirrung; sie kannte die Stadtgegend kaum. Aus Geratewohl rief sie heftig: „Nach dem Hallischen Thor zu, werde dem Kutscher nachher Bescheid sagen,“ und das Gefährt rollte an dem völlig verdunkelten Diener vorüber, während sie deutlich fühlte, daß vor ihm ihr sonst so klar liegender Lebensweg sich plötzlich trübte.

Am Hallischen Thor drehte sich der breite Rücken des würdigen Rosslenkers mit Pflögema nach ihr um und eine rauhe Stimme fragte einfüßig: „Wohin?“

Als sie ausstieg, tasteten ihre zitternden Finger in ihrem Handtäschchen unsicher nach kleiner Münze umher. Sie fand solche nicht gleich und in ihrer Hast, nur schneller in dem häßlichen Hause zu verschwinden, vor dem Dienstmädchen und Dragoner in enger Umschließung auf und ab spazierten, gab sie ihm ein Beihmarkstück.

„Kann nicht rausgehen, meine Dame,“ sagte der dicke Kutscher kaltblütig, der ihre Unruhe merken mochte.

Sie wehrte mit der Hand ab. Er nickte verständnisvoll mit seinem, von einem ehrwürdigen Lachhute bedeckten Haupte von seinem Bock herab und kniff listig das eine Auge zu. Die Grimasse hinterher war gerade kein Kompliment für die vornehme Dame, die jetzt die vier Treppen atemlos hinaufsteigte.

Kinder in Holzpantoffeln, die Petroleumflasche in der Hand, auf einem Arm den Einholekorb und auf dem andern einen schreienden Sängling, kamen ihr bei der flackernden Beleuchtung einer einzigen unbedeckten Gasflamme auf den un-

sauberen Treppen entgegen, sie aus großen, runden Augen anblickend.

Für Erna war's ein Martergang, und dennoch, dennoch mußte er vollendet werden.

Oben an dem ausgebrochenen Schild des Schneidermeisters Bolle steckte die nicht mehr saubere Visitenkarte des Herrn Albin Albini.

Der schon altersschwach herausgefunkene Handgriff der Thüriglocke gehorchte erst nach mehrfachen schüchternen Versuchen; dann gab die Schelle einen schrillen, heiseren Klang von sich, ein Hündchen bellte, ein Fuß in zu großen Hausschuhen schlurte heran.

Erna hielt sich in halber Ohnmacht mit beiden Händen an der Wand fest.

Ein hagerer, unrafiert, höhlängiger Mensch machte auf „Herr Albini?“ vermochte sie aus zusammengeschnürter Kehle kaum herauszupressen.

„Verfluchte Zucht!“ schrie er erboßt und warf ihr die Thür vor der Nase zu. Dann aber mußte er sich eines Besseren besinnen und rief hindurch: „Nicht zu Haus! Was wollen Sie?“

Keine Antwort. Erna fürchtete sich zu sehr vor dem Zornigen. Er schlurte wieder von dannen. Raslos ließ sie ihre Augen umherwandern. An einer Art Doppelverchlussthür, die direkt auf den Treppenschluss mündete, entdeckte sie einen Briefkasten, von dem schon alle Farbe herunter war. Auch dort war Albin Albini's Karte angeheftet. Hatte sie doch lieber dort gepocht. Sie versuchte es nachträglich, aber ohne Erfolg und entschloß sich nun seufzend, ein paar Zeilen auf ein herausgerissenes Notizbuchblatt zu kriecheln: „Ich war hier, auf Ihren heutigen Brief hin, und komme morgen abend wieder, um dieselbe Zeit.“

Den aufgerollten Zettel warf sie in den Briefkasten und tastete sich die Treppe hinunter.

Als sie an der nächsten Straßenecke in eine der dort haltenden Droschken steigen wollte, kam gerade die Pferdebahn aus der Stadt dicht an ihr vorüber.

Unwillkürlich wandte sie bei dem energischen Klingeln des Kutschers den Kopf, und ihr Herz stand still vor lähmendem Entsetzen.

War das auf dem Vorderperron nicht Berges hochragende Gestalt, mit der imposanten Haltung, gewesen? Seinen Kopf freilich hatte der Rücken des Kutschers teilweise verdeckt.

Ihr fiel ein, daß er im letzten Monat seine Wohnung gewechselt, um der Kaiserin näher zu sein. Straße und Nummer hatte sie freilich notiert, aber nicht im Gedächtnis.

Ob er es wirklich war? Ob er sie auch gesehen? Unmöglich! So im Fluge und dicht verschleiert, wie sie war!

Aber die peinige Frage verließ sie nicht mehr. Ihr Herz klopfte ihr bis zum Zerpringen.

Und wirklich, sie hatte Ursache, in Sorge zu sein. Klaus von Berge war es in der That gewesen, und sein Auge hatte sie im Fluge gestreift, freilich nur in der Rückenlinie. Aber die graziose Gestalt, die eigenartige Haltung derselben und wie sie den Kopf trug, frappierte ihn augenblicklich als eine merkwürdige Neuhlichkeit.

Daß sie es selbst sei, kam ihm nicht in den Sinn. Wie hätte er sie in diesem entlegenen Stadtteile suchen sollen, in dem sie gar keine Beziehungen hatte? Er zerbrach sich eben den Kopf, wohin sie sich in der achten Abendstunde noch allein begeben haben könnte, und führte dann den Anblick auf eine Sinnestäuschung zurück, weil seine Gedanken sich eben so lebhaft mit ihr beschäftigt hatten.

Die Schachpartie war früh zu Ende gegangen, weil seinen Partner eine vorherige Verabredung abgerufen. Ihm kam das lebhafteste Bedürfnis, nach den Vorkommnissen des Abends Erna noch ein freundliches Wort vor dem Schlafengehen zu sagen, und er sprach daher auf dem Heimwege in ihrer Wohnung vor.

Die Enttäuschung war groß, als Karl ihn nicht einließ und mit einem bedauernden „Nicht zu Hause“ abfertigen wollte.

„Wohin?“ fuhr es ihm unbesonnen heraus, und er schämte sich vor dem Diener, als derselbe mit verschlossener Miene nur durch ein Achselzucken antwortete.

Was es schon dahin gekommen, daß ein Untergebener ihn Discretion lehren mußte? Hatte sie vorausgesehen, daß er nochmals wiederkehrte und konnte die Ordre nicht im allgemeinen erteilt sein, um sich nach den Aufregungen des Abends gegen lästige Besucher zu schützen? Und wenn sie wirklich ausgegangen war, mußte sie ihrer Dienerschaft darüber Rechenschaft ablegen für den Fall, daß der „Herr und Gebieter“ danach zu fragen beliebte? Er ertrappte sich in seinem Unmut über die Unklarheit ihrer Bewegungen auf schlimmen Wegen. So durfte es nicht fortgehen. Die erste Probe, sein Herrrecht geltend zu machen, hatte heute bei der Selbständigkeit der Frau schon böse Früchte getragen.

Sie durfte eben nicht lange mehr eine selbständige, unabhängige Frau bleiben. Das Radikalmittel für all diese Pein war ja gefunden. Er würde morgen schon die nötigen Schritte thun, sie schnell in Fesseln zu legen.

Am nächsten Tage war Erna Berge gegenüber in seltsamer Unruhe, die sich steigerte, je mehr der Abend vorschritt. Er merkte ihr an, sie hörte nur mit halbem Ohr hin, während er ihr eifrig von den Schritten erzählte, die er im Interesse einer baldigen Vereinigung gethan. Blässe und Röthe wechselten bei ihr jählings, und ihr Blick slog unruhig nach der Uhr auf dem Kaminsims hinüber.

Ein paar mal bemerkte er auch, wie die Hand nach der Brusttasche ihres englisch geschnittenen Promenadenkleides zuckte, hastig aber wieder zurückschnellte.

Warum war sie zu dieser Stunde, gegen ihre sonstige Gewohnheit, im Ausgehokium, nicht in jenem bequemen, schmiegsamen Hauskleid, das sie sonst gern zu tragen pflegte und das sie so reizend kleidete?

Er fragte sie arglos danach. Eine anklägerische Blutwelle stieg der Ärmsten ins Gesicht.

„Ich habe noch einen notwendigen Gang,“ brachte sie mit erzwungener Festigkeit hervor.

Merkwürdig! Sie, die die Abende, an denen sie ihn zu erwarten hatte, sonst frei zu halten wußte, zu einer Zeit, da er noch keine Ansprüche an sie erheben durfte, sie hatte jetzt notwendige Wege, wo er als sein gutes Recht fordern durfte, die Stunde ihm ungeschmälert zu gönnen, auf die er sich wie ein Kind gefreut hatte.

Erna merkte ihm die stumme Empfindlichkeit an. Sie

legte ihre schlanke Hand wie in Abbitte auf seinen Arm: „Nur heute abend noch, mein Klaus. Von morgen ab gehört dir all meine Zeit ohne Einschränkung,“ sprach sie unterwürfig wie ein Kind. Er war dadurch schnell besänftigt und sein Ton freundlich, als er entgegnete: „Und ich wieder bitte, nur heute abend gehöre mir. Siehst du, Erna, nach dem gestrigen kleinen Zusammenstoß hatte ich mich so auf dieses ruhige Ausplaudern mit dir gefreut und wußte es dir Dank, daß du jedem andern deine Thür verschlossen hältst. Mein, mein Lieb, heute laß' ich dich nicht von mir, oder ich gehe mit.“

Tödlich erschrocken wußte sie kaum die kandelnde Maske zu bewahren. Nachgeben mußte sie, wollte sie nicht seinen Argwohn erwecken. So sehr sie das Tageslicht auf diesem Gange zu fürchten hatte, es blieb ihr nichts übrig, als vormittags zu dem schrecklichen Mann zu gehen, der sie nicht vergeblich erwarten durfte, der auf alle Fälle benachrichtigt werden mußte.

Blitzschnell ging das alles durch ihr Hirn. Schnell genug schritt sie auf dem schlüpfrigen Wege abwärts, auf den die erste Lüge sie hingedrängt.

„Dann entschuldige ein paar Minuten, ich möchte es mir, da wir zu Hause bleiben, nun auch bequem machen.“ Es klang schon ganz natürlich. . . .

Mit blitzartiger Schnelligkeit schlüpfte sie in das Hauskleid und trigelte dann ein paar Worte auf ein Stück Papier.

Die Seelenqual, die ihr das sich verdichtende Liegendewebe verursachte, preßte ihr ein paar bittere Thränen hilfloser Angst aus, da sie nun unter ihrer Umgebung wählen mußte, wem sich mit dem verhängnisvollen Blatte anzuvertrauen. Die Schamröthe brannte auf ihrem Gesicht, als sie schließlich Karl das Telegramm an Herrn Albin Albini: „Verhindert, morgen vormittag bestimmt!“ zur schleunigen Besorgung übergeben mußte und der Mann mit unverholener Neugier, als erwarte er weitere Auskunft über den geheimnisvollen Adressaten „in der Mittendorferstraße“, an der Thür zögerte.

Sie wagte ihn nicht einmal zur Eile zu treiben, aus Furcht, dadurch seinen Argwohn zu steigern. Herz klopfend lauschte sie, ob nicht ein tödlicher Zufall Berge hinaus auf den Korridor und Karl in den Weg führen könnte. Gott sei Dank, die Gefahr ging glücklich vorüber. Halb tot vor Aufregung horchte sie, wie die Eintrethür einschnappte, sah vom Fenster aus, wie der Mensch, die Hände in den Rocktaschen, gemächlich die Straße entlang schlenderte.

Von der angrenzenden Stube hörte sie wohl das Meckeln und Stöhnen der schmerzgefolterten Schmachthahn, aber die eigene Benommenheit machte sie egoistisch. Es kam ihr gar nicht zu lichtklarem Bewußtsein, was das war. Wie gern hätte sie übrigens ihre Gemütsqualen gegen tausendfache Marter des Körpers ausgetauscht!

Ein dutzendmal im Laufe des Abends kam ihr die brennende Sehnsucht danach, während sich die Unterhaltung zwischen ihr und dem Rittmeister gezwungen hinschlepte.

Wie traurig verändert war alles zwischen ihnen. Wie hatte dieser Blitz aus heiterem Himmel die Menschen, ihre Beziehungen, ihr Verhalten zu einander gewandelt.

Der Rittmeister fühlte den Druck des lähmenden Etwas, er merkte auch, daß Erna mit erzwungener Aufmerksamkeit ihm zuhörte, ohne ihrerseits die geringste Anregung zu geben, aber er konnte für den fremden, plötzlich eingeschlichenen Geist — den Geist tödlicher Langeweile, keine Erklärung finden. Während ein ganzes Jahr hindurch ihnen die Stunden ihres Zusammenseins im Fluge dahingegangen waren, ohne daß sich der Unterhaltungsstoff jemals vermindert oder gar erschöpft hätte! Heute mußten sie förmlich danach suchen.

Er ertrappte sich dabei, daß er ein paar mal hinter der flachen Hand ein Gähnen verstecken mußte und schrieb sich nun allein die Schuld an dem öden Abend zu.

In wachsender Verstimmung mit sich verabschiedete er sich frühzeitig, und Erna atmete befreit auf.

Was sollte daraus werden, wenn das so fortginge? Sollte sie ihn freigeben!

Lieber sterben!

IV.

Die Uebung gab Erna schon größere Sicherheit, als sie am folgenden Morgen den schweren Weg antrat. Vor Karl brauchte sie sich ja nicht mehr zu genieren, er kannte die Hausnummer ja schon durch das Telegramm. Sein mühsamit vergogener Gesicht spielte keine weitere Rolle. Sie fühlte sich geschützter und mehr geborgen in dem bedenklich aussehenden Hause, als sie ihn unten vor der Hausthür warten ließ, während sie „oben einen Krankenbesuch abstatte“.

Karls tiefe Ehrerbietung mußte in den letzten Tagen einen argen Stoß erlitten haben. Er wagte es, ganz leise zwar nur, ein bißchen ungläubig zu lächeln.

Erna hätte in aufstrebendem Stolz ihn zu Boden schmettern mögen. In ihrer verzweifeltsten Lage blieb ihr jedoch nichts übrig, als die Unverschämtheit zu übersehen.

Diesmal klopfte sie mit Schüchternheit gleich an der Mittelthür, und wie durch Federkraft sprang sie augenblicklich auf, als habe jemand lauschend dahinter bereit gestanden.

„Darf ich bitten, meine Gnädigste,“ sprach Albin Albini mit einer einladenden Handbewegung, die einem spanischen Granden in ihrer erhabenen Majestät zur Zierde gereicht hätte. Er spielte sich heut auf den Melancholischen hinaus, als er mit einer zweiten kreisartigen Geste, über das ärmliche Zimmerchen hin, die zitternde Frau auf das zerstückelte kleine Sofa nötigte.

„Das Schicksal verfolgt mich,“ sprach er tragisch-pathetisch und zog eine Kattungardine vor die gährende Leere eines Garderobeschrankes, auf dessen Boden ein Paar niedergetretene Hauschuhe in Einsamkeit trauerten. „Thalia ward mir unhold, und auf dem Gebiet der Litteratur schneidet mir die Konkurrenz schneidende das Stück Brot vom Munde ab.“

Er verschwieg klüglich, daß sein literarisches Gebiet das des Reporters war und daß er sich auf demselben durch gar zu kühne Phantasieprodukte kürzlich unmöglich gemacht.

In dem Dämmerlicht des schmalen Kämmerchens, das nach einem düsteren, von hohen Seitengebäuden stark verdunkelten kleinen Hof hinaus lag, hatte Erna den flüchtig Gesehenen nicht gleich erkennen können. Die Stimme, trotz der verzerrten Sprache, rief ihr sofort in Erinnerung, daß der verwegene Mensch der Dunkel Edith Mertens sein müsse, die nun schon auf dem Wege zu ihrem Zukunftsstück war.

Der Unwille über diese Entdeckung trieb ihr das Blut ins Gesicht und gab ihr Mut und Kraft wieder.

„Meine Wohlthat gegen Ihre Familie ward also die Ursache Ihrer Handlungsweise,“ sagte sie bitter, ohne sich zu setzen.

Die unerschleierte Betrachtung brachte Herrn Albini nicht aus seiner Fassung.

„Wenn Sie wollen, ja, meine gnädigste Frau,“ sagte er mit seiner kaltblütigen Unerschämtheit, indem er den ovalen kleinen Sofatisch noch weiter fortschob, um ihr Platz zum Niederlegen zu geben. „Der glücklichste aller Zufälle ward mir gewissermaßen zum Wegweiser aus dem Labyrinth meiner verwinkelten Verhältnisse. Meine arme Schwester,“ schloß er heuchlerisch, „hat in ihrer traurigen Bedrängnis meine Kasse stark in Anspruch genommen.“

Erna würdigte diese freche Lüge keiner Antwort. „Was wollen Sie nun eigentlich von mir?“ sagte sie sehr von oben herab, indem sie sich mit dem Rücken fest gegen den Tisch lehnte und dem Mann furchtlos in die schwarzen Augen sah.

„Gnädigste,“ meinte er in geschmeidiger Unterwürfigkeit, da er ihre bestimmte Haltung sah, die sich durch seine Dreistigkeit vorhin nicht hatte einschüchtern lassen, „ich stelle keine Forderungen. Ich räume Ihnen nur das Vorkaufsrecht gewisser Papiere ein, die ich Kunstfreunden, wie Ihrem Herrn Schwager oder dem Rittmeister von Berge, im Falle Ihrer Abwesenheit, anzubieten gedenke.“

Erna hatte dem lähmenden Entsetzen nicht wehren können, ihre Wangen aschgrau zu färben, wenn sie selbst auch in gebietender Ruhe verharrete. Der schlaue Mensch ahnte die geheimen Vorgänge, und er hütete sich wohl, die gutgezielten Worte durch eine Silbe mehr in der starken Wirkung abzuschwächen.

„Zeigen Sie her!“ befahl sie mit heiserem Ton.

Er tänzelte zu ihr heran und nahm ein zusammengeknürrtes Bündchen Papiere aus der Brusttasche des fettglänzenden Rockes, den er ängstlich mit der andern Hand am Hals zusammenhielt, um die Wäsche oder den Mangel solcher nicht sehen zu lassen. Als er den Rockknopf, dicht unter dem Gummihalskragen, wieder geschlossen, knüpfte er das Bündchen los und fortierte die vier oder fünf Schriftstücke.

„Pensionsquittung der Damen Marcella in Genf für Komtesse Erna Bernsdorff an den Baron Wedell-Biersberg, ein, zwei, drei, vier Stück. Ohne großen Belang, nur als Bestätigung gewisser Verhältnisse zu benutzen,“ sprach er gleichmütig vor sich hin und strich die aufgeschichteten Papiere zärtlich glatt. „Hier ein Abzug eines Briefes des sehr peniblen Baron Wedell an den Grafen Arthur Bernsdorff und dessen sehr wenig liebenswürdige Antwort darauf. Interessiert Sie's, Frau Baronin, was der Chef Ihres Hauses Ihrem wohlwollenden Protektor schreibt, bitte, so lesen Sie. Ich kann Ihren Händen dreißig dies Schriftstück anvertrauen, da ich andere hier besitze,“ er schlug mit den Knöcheln bedeutungsvoll darauf, „gegen die das da Kinderpiel wäre.“

Augenscheinlich weidete er sich an der steigenden Angst der armen Frau, indem er sie in teuflisch-behaglicher Ruhe nach und nach in die Enge trieb.

Erna hielt sich nur mit Mühe aufrecht, nachdem sie einen Blick in die Zeiten geworfen, deren Inhalt ihr großmütiger Beschützer ihr stets verheimlicht.

„Weiter!“ forderte sie hart. Ihr war zu Mute wie einem zum Tode Verurteilten, der das Schwert schnell herunter verlangt, das über seinem Haupte schwebt.

Albin Albini zirkelte geizert die langen Schnurrbartspitzen, während er ihr jetzt ein Blatt hinhielt, ohne es jedoch aus der Hand zu geben. Der Anblick verfeinerte sie buchstäblich.

„Was ist Ihnen das wert?“ fragte er hämisch.

„Alles,“ stieß Erna unbesonnen heraus.

„Wir wollen es in Zahlen bringen, gnädigste Frau Baronin,“ lächelte er süß. „Ich denke fünfzigtausend Mark ist keine zu hohe Entschädigung für dieses unschätzbare Blatt.“

Eine Sekunde nur starrte Erna den Unerschämten entsetzt an, dann murmelte sie dumpf: „Ich bewillige sie, aber ich knüpfe eine Bedingung daran. Es bindet sie nichts an diese Stadt, ja an dieses Land. Sie verlassen sie augenblicklich und meiden jede Gelegenheit, meinen Weg je wieder zu kreuzen. Ich gebe Ihnen eine Anweisung auf meinen Bankier, Sie geben mir die Papiere da, und gleich nach Einkassierung des Geldes verlassen Sie auf immer diese Stadt.“

„Auf Ehre,“ rief er pathetisch und legte die beringte braune Hand auf die eingesunkene Brust.

Ernas dunkle Augen ruhten zum erstenmal prüfend auf dem Subjekt, das seine Ehre eben prahlerisch für die ihre verpfändete.

Es überließ sie fröstelnd.

Der Mann konnte einst schön gewesen sein, ehe alle Leidenschaften das Gesicht gekennzeichnen und verwitert hatten. Er mußte den Frauen ehemals gefährlich gewesen sein mit seinem Blut und Temperament atmen den Wesen. Er war noch heute eine interessante Ruine eines stark erlebten Weltmannes.

Erna packte es mit Angst und Grauen. Nur fort aus dieser entsetzlichen Gesellschaft. Nur diesen Menschen von sich bannen, dessen bloße Bekanntschaft herabzieht.

„Tinte, Papier!“ gebot sie schroff.

Er nahm alles aus einer wackeligen Tischschublade. Die Berührung mit dem tintengeschwärzten, abgenutzten Federhalter widerte sie an, aber um so hastiger nur slog die Feder über den Briefbogen.

„Siegelack!“ rief sie kurz, während sie den Wappenring schon von dem schlanken Finger streifte.

Er wühlte ratlos in dem unordentlich gehaltenen Schubfach. „Bitte um zwei Minuten Geduld und — um zwanzig Pfennig, ich hole sofort vom Kaufmann eine Stange herauf,“ sagte er ohne die geringste Verlegenheit.

Die zwei Minuten, aus denen vier wurden, wurden für die arme Frau in dem überkriechenden Gemach zur Höllestrafe. Unten sah Karl, dem die Zeit in der einsamen Gasse schon zu lang wurde, den Menschen erstant an, der eilig an ihm vorüberstieß und ebenso schnell wieder zurückkam.

Er erkannte augenblicklich das proskribierte Gesicht, das schon vorgestern abend an der Thür seiner Herrin seine Verwunderung hervorgerufen.

Als er ihm kopfschüttelnd nachschaute, hörte er seinen Namen rufen. Rittmeister von Berge kam eben, an der

Spitze seiner Dragoner, vom Übungsplatz zurück. Er mußte ihn im Vorbeigehen, von der Ecke aus, erblickt haben.

Karl schoß herbei und blieb respektvoll neben dem seitwärts haltenden Rittmeister stehen, der einer von den wenigen Menschen war, dessen strenge, stolze Haltung dem selbstbewußten Diener imponierte.

„Frau Baronin in der Nähe?“ fragte der Offizier kurz. Karl begann sich nicht einen Augenblick: „Zu befehlen, nein.“

Der Rittmeister nickte leutselig und sprengte nach an die Spitze seiner Leute. Nie hätte er es über sich gewonnen, einen Untergebenen auszufragen, was er da in der einsamen Gasse zu suchen habe.

(Fortsetzung folgt.)

Künstler und Künstlerheim.

(Hierzu das Bild Seite 236.)

Unter den jetzt lebenden Malern dürfte es wenige geben, die in so kurzem Zeitraum von den ersten Anfängen der Technik sich zu den Höhen der Kunst emporgeschwungen, sich den ersten Meistern angereicht, sich das Herz der Nation gewonnen, wie dies alles Franz Defregger, dem Südtiroler Bauernsohn, gelungen ist. Im Jahre 1860 als ein fünf- und zwanzigjähriger Lehrling bei Piloty eintretend, lieferte er schon vier Jahre später ein Bild (der verunkelte Wilderer), das die Augen aller Kundigen auf das neuauftauchende große Talent lenkte, schuf er nach weiteren vier Jahren ein Kunstwerk (Joseph Speckbacher), das ihm Weltruf errang, ihn zum verehrten Liebling seines Volkes machte.

Seit jener Zeit ist Defregger unablässig thätig geblieben, thätig beinahe ausschließlich in dem Bestreben, in gemütvoller Weise das Leben seiner Tiroler Landsleute nach seinen mannigfachen Richtungen und Erscheinungsformen hin abzubilden und daselbe der großen Kunstgemeinde Europas durch liebevolle Auffassung, bald humoristische, bald pathetische Beleuchtung und meisterhafte Charakteristik ebenso lieb und wert zu machen, wie es ihm selbst ist. Ein wunderbar inniges Heimatsgefühl scheint ihm hierbei förmliche Offenbarungen des Eigensten und Besondersten im äußeren wie inneren Leben jenes biederen Volkstammes zu erschließen: nichts kann überzeugender, nichts glaubhafter sein, als die Gestalten seiner Bilder, als die Situation, die sie zu einander in Beziehung setzt; nichts frappanter, als der malerische Ausdruck ihrer Seelenbewegung bei dem als Vorwurf dienenden Begebnis, und der über die heiteren Szenen ausgegossene goldene Humor, das in den ernsteren waltende Pathos ergreift uns in Mitleid, in Mitleid, als sei das Geschilderte unser eigenes Erlebnis. Darum prägt sich jedes Bild des Meisters uns so unvergänglich ein. Wenn je das schöne Wort, daß der Kunst, wenn sie nicht bloß Erstaunen erregen und Reiz ausüben, sondern innerlichst erquicken, nachhaltig erwärmen wolle, ein nationaler Boden unerlässlich sei, wenn je dies Wort nach Zeugen rufen mußte, dann böte sich ihm Defreggers gesamte künstlerische Thätigkeit zu unverweifeltem, überzeugendem Testimonium.

Und auch für eine weitere Behauptung unserer Aesthetik, daß nur eine Kunstwelt, die sich vom Gemeinen und Sinnlichen frei halte, auf Allgemeingültigkeit hoffen dürfe, wird durch des Tiroler Meisters Schaffen tröstlich bethätigt. Was ihm die ungeteilte Liebe und Bewunderung in Deutschland wie allerwärts erworben, das ist neben jenen schon erwähnten hohen Vorzügen, die ihm eigen, nicht zum wenigsten auch jene sittliche Sauberkeit, die aus allen seinen Werken spricht, und diese sichert ihnen auch die Unvergänglichkeit. Denn hier ist dem Lebenden und Grundfäßlichen im deutschen Volkscharakter künstlerischer Ausdruck verliehen; der Maler, der seine Schöpfungen mit diesem Geiste durchdrungen hat, gewann sich nicht nur den Dank seiner Nation; er erwarb für seine Werke auch jene Dauer, die das Gute, Reine und Edle überhaupt hat!

In einer seiner nächsten Nummern wird der „Bazar“ seinen Lesern ein köstliches Bild unseres großen Meisters vorzulegen imstande sein. Daselbe dürfte eine neue Bestätigung unserer obigen Darlegungen werden.

E. J.

Deutsche Möbel.

Die Wohnung und ihre Einrichtung sind etwas, was mit den innersten Sitten und Anschauungen eines Volkes, mit dessen ganzer geistiger Struktur aufs engste zusammenhängt. Untergegangene Völker und Städte werden nach dem bildlich und reiflich erhaltenen Mobiliar derselben auf die Eigenartigkeit ihrer Kultur gemessen; die Kultur fremder Völker wird zunächst nach ihren Wohnungseinrichtungen beurteilt.

Wenn wir Umschau in unserm Mobiliar halten, so begegnen wir einer Anzahl von Möbeln, die schon dem Namen nach fremden Ursprung verraten: wir haben Büffette, Kommoden, Chiffoniere, Etageren, Fauteuils und Chaises longues und weiß Gott noch was aus Frankreich entlehnt, als wären wir ein Barbarenvolk gewesen, das erst durch Anleihen bei fremden Völkern eine menschenwürdige Einrichtung sich verschafft hat. Man wende nicht ein, daß diese französischen Bezeichnungen bloß aus Vorliebe für die französische Sprache für deutsches Mobiliar gewählt und bevorzugt wurden: die Mehrzahl der genannten Möbel ist rein französischen Ursprungs und hat mit der deutschen Wohnung nichts zu thun. Früher war das anders; der Deutsche hatte sein nationales eigentümliches Mobiliar, und dieses wurde auch im Auslande geschätzt.

Schon im 16. Jahrhundert waren deutsche Möbel in Frankreich eine beliebte originelle Spezialität, und die Inventare der königlichen Schlösser geben uns auch Auskunft, daß diese deutschen Möbel mit Einlagen versehen waren — von der Konstruktion aber schweigen sie, obgleich diese gewiß die Hauptsache ist. Wie mag wohl die beschaffen gewesen sein?

Es ist eine bekannte und unbefristete Thatsache, daß der Grundzug der altdeutschen Zimmereinrichtung, entsprechend dem Grundzug des germanischen Wesens, die Gemütlichkeit war. Die Gemütlichkeit, dieses allen romanischen Völkern unübersehbare Wort, ist in der Wohnungseinrichtung das Ergebnis einer

Reihe von ineinandergreifenden Faktoren, ist das Ergebnis einer Identität des Subjektiven und Objektiven, des Realen und Idealen (mit Schelling zu sprechen), ist bedungen durch Form und Farbe der Möbel mit Hinsicht auf ihren Gebrauch und unser persönliches, wirklich vorhandenes und empfundenes, nicht eingebildetes Wohlgefallen an denselben.

Die Möbel müssen ihren Zweck klar und deutlich zum Ausdruck bringen, und zwar in einer uns homogenen sympathischen Form. Möbel, die bloß zum Ansehen und zum Staatmachen da sind, reine Façonmöbel ohne Charakter, Möbel, bei deren Benutzung man sich möglichst in acht nehmen und alle Vorsicht gebrauchen muß, sind uns nicht sympathisch. Noch haben wir zahlreiche Möbel aus altdeutscher Zeit, die uns zeigen, wie man damals für jeden Zweck auch die besondere charakteristische Form fand. Der Stuhl ruhte auf vier schräg gestellten, fest verbundenen Füßen und trug eine einfach eingelegte Platte: als der ideale Mittelpunkt der Wohnung trat er fest gefügt in geschlossener Einfachheit auf, gewissermaßen als Repräsentant der Ehrlichkeit, Geradheit und Aufrichtigkeit der Bewohner. Breite Sitzbänke zogen sich an den Wänden hin, gastlich zur Ruhe einladend, mehr oder weniger reich geschmückte Truhen unterbrachen dieselben, und am behäbigen Kachelofen waren besondere Bänke zur Aufnahme der plaudernden Wintergesellschaft in den langen Winterabenden, der ein Lichterweibchen von der Decke das notwendige Licht spendete. Waren die Wände vertäfelte, wie das meistens der Fall war, so war das Gesims dieser Vertäfelung mit Zinn-, Glas und Silbergefäßen, mit Fayence- und Steinzeugwaren besetzt, bunte Teppiche, auch Porträts füllten den Raum zwischen diesem Gesims und der Decke, und, noch einige Holzstühle vor den Tisch gestellt, die breite Kastenuhre und eine Waschvorrichtung mit Handtuch an die Wand, und die Einrichtung war fertig. Das Ganze war von edel solidem Charakter, alles trug seinen Zweck offen zur Schau und erfüllte denselben zwanglos und selbstverständlich, nirgends und durch nichts war man beengt, man fühlte sich sofort in einem solchen Raume heimisch, er war gemüthlich.

Was konnte die französische Einrichtung der deutschen gegenüber bieten? Das Büffet, jene Schautafeln für bessere und kostbarere Geschirre, die häufig genug unter Verschluß gestellt werden, und die ihm verwandte Etageren. — Der Deutsche stellte sein besseres Geschirre auf das Wandvertäfelungsgesims und schmückte dadurch in Wirklichkeit seine Wohnung! Die Chiffoniere, in welche die französische Hausfrau ihre Lumpen barg und später das Weißzeug, und zu gleichem Zwecke die Kommode. — Der Deutsche hatte hierfür seine Truhen, die eine reiche Geschichte hatten und von Generationen erzählt wurden, von der Mutter und Großmutter, als sie neuvermählt ins Haus zogen, und ihren Verwandten und der weitverzweigten Freundschaft.

Alles im Hause hatte seine Geschichte, jedes einzelne Stück konnte etwas erzählen, und trotz der langen Gebrauchzeit war noch nichts hinfällig geworden, denn es war solid gearbeitet, und wurde Neues an die Stelle des Alten gesetzt, so trug es dessen Kleid und Charakter.

Noch hat sich das deutsche Mobiliar, wenn auch in etwas derberen Formen ziemlich unverfälscht erhalten in jenen Gegenden, wo noch die alte Tracht und Sitte der allgemeinen Nivellierungstendenz Stand gehalten: in den Bauernstuben der Gebirge und der nördlichen Gegenden. Es wäre seltsam gewesen, wenn der so ausgeprägt gemüthliche Charakter derselben bei den zahlreichen Fremden und namentlich den Künstlern übersehen worden wäre. In der That traten auf den Ausstellungen der letzten Jahre diese Bauernstuben immer mehr in den Vordergrund teils unter diesem Namen selbst, teils unter nationalem Namen, teils mit einer etwas vornehmer klingenden Bezeichnung, wie Jagdzimmer u. dgl.

Hier in diesen Bauernstuben ist ein großes nationales Element vorhanden, das bloß seiner weiteren Ausbildung durch weitersehende Künstler harret, um Charakter und Solidität in unsere Wohnungen zu bringen, das deutsche Zimmer im Gegensatz zu dem romanischen volkstümlich zu machen und allgemein einzuführen.

Wenn man die verschiedenen Fachblätter Deutschlands für Möbelindustrie durchblättert, so wird man selten ein Blatt finden, das einen ausgesprochenen deutschen Charakter hat. Die meisten dieser Publikationen könnten ebenso gut in Frankreich, Italien, Rußland erscheinen. Wir treffen überall nur Variationen eines und desselben Themas, der französischen Form.

Eine Wandlung hierin herbeizuführen, ist eine der würdigsten und edelsten Aufgaben. So groß auch die entgegenstehenden und für Mietsbewohner kaum besiegbaren Schwierigkeiten sein mögen, der Versuch ist ja bereits gemacht, und es handelt sich nur darum, in die Sache System zu bringen, damit das deutsche Möbel auch in Form und Charakteristik wieder werde, was es einst war: eine vom Auslande geschätzte und begehrte nationale Spezialität.

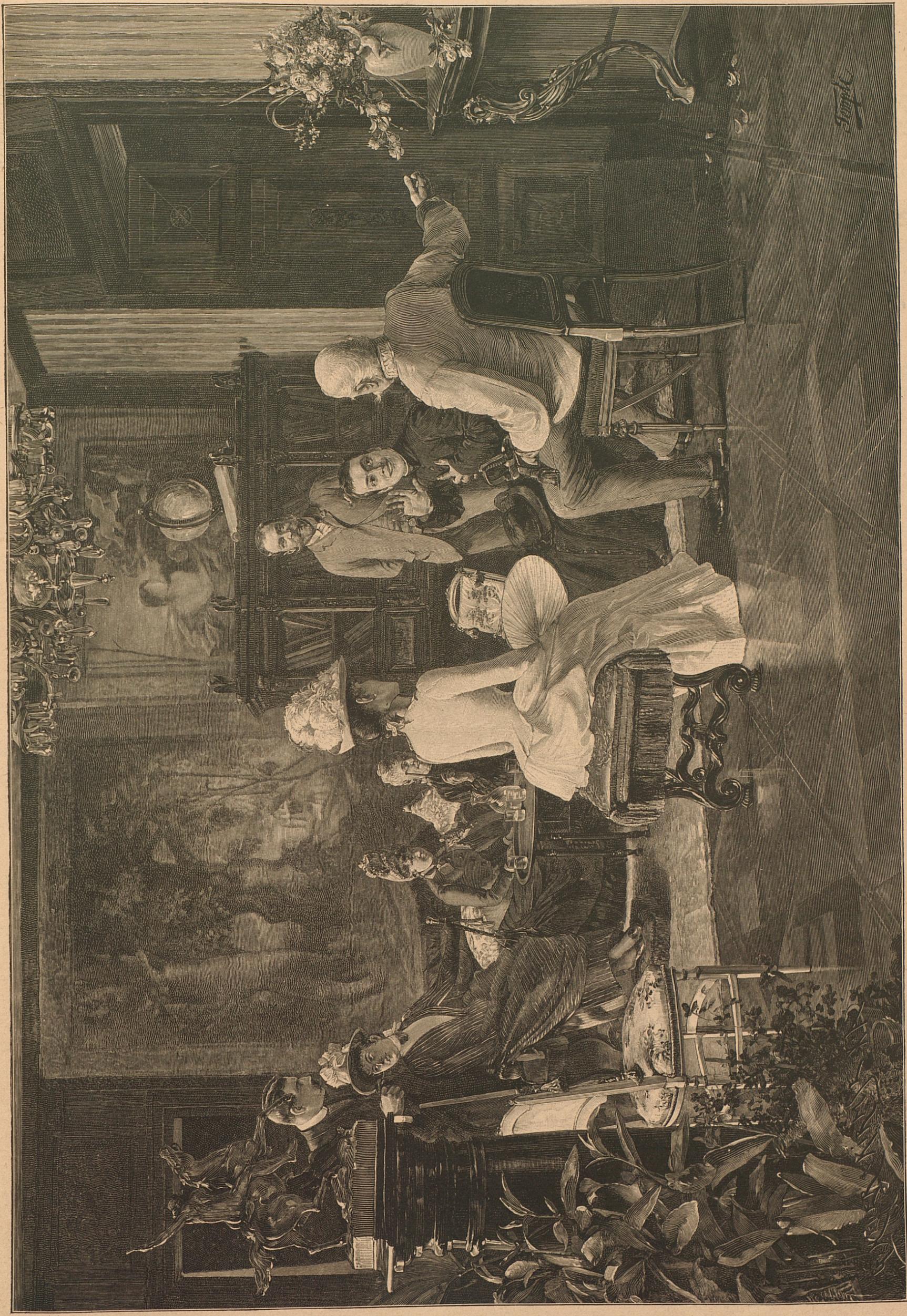
Was an den genannten Bauernmöbeln besonders hervorzuheben ist, das ist die durchgängige Bemalung derselben. Noch bis in unser Jahrhundert herein sehen wir hierin eine traditionelle Fertigkeit und einen Farbensinn walten, die uns den Beifall abzwängen. Man wird kaum fehlgehen, wenn wir annehmen, daß die Farbenwahl wenigstens anfänglich von dem ausschließlich dunkelgrün glasierten Fen bedingt war. Diese dunkelgrün angestrichenen Kästen und Schränke, Betten, Tische und Stühle, mit roten Linien gesäumt und mit höchst einfachen Blumen verziert, sind bisher immer noch mit wenig Glück einzuführen versucht worden, und doch wären sie einer größeren Würdigung wert.

Hat der jüngst verstorbene Castellani durch seinen bei der ländlichen Bevölkerung Italiens gesammelten Schmuck der italienischen Goldschmiedekunst den mächtigsten Anstoß gegeben, haben die originellen Stickereien der südslawischen Bäuerinnen unsere moderne Stickerei ganz wesentlich beeinflusst, haben unsere alten Tisch- und Handtücher mit den eingestickten einfachen Worten den Weg in alle Wohnungen und Kreise gefunden, hat die altfriesische Bauernstube auf der Münchener Ausstellung 1888 mehr Interesse erweckt, als alle die goldschimmernden Kokoskajons, so darf man wohl auch mit einigem Recht der Hoffnung sich hingeben, daß der Deutsche imstande sei, nach dem noch vorhandenen Material sich wieder eine Einrichtung zu schaffen, die den Stempel seiner innersten Eigenart, der Gemütlichkeit, trage und dadurch von denen aller anderen Nationen, namentlich der romanischen, sich unterscheidet.

J. Stockbauer.



Franz Defregger und sein Heim. Originalzeichnung von Th. Grätz.



Eine Gewissensfrage. Gemälde von H. Temple.

Photographieverlag von S. Loewy, I. u. I. Kopfstadt in Wien.



Von
E. L. L. i. a. n.

Noch lagert leichter Nebel auf der Meeresfläche und verhüllt wie ein durchsichtiger Schleier den Spiegel der Nordsee, deren schaumgekrönte Wellen mit lautem Anprall an den Strand rollen, während ein würziger Wind über die Scheveninger Küste streicht, den feinen Seesand in zahllose Atome zerstäubend. Und dennoch ist täglich, trotz der frühen Morgenstunde, in der

glasgedeckten Veranda des Kurhauses ein zahlreicher Kreis versammelt, der mit vollem Behagen die herbe Schönheit des Meeres auf sich einwirken läßt und mit gespanntem Interesse den Kampf zwischen Licht und Finsternis, den Durchbruch der Sonne aus den sie verhüllenden grauen Wolkenschichten beobachtet. Und wenn sie dann endlich Siegerin bleibt und ihre rötlichen Strahlen die Fensterscheiben mit goldigem Glanz überziehen, da beleuchtet sie gleichzeitig eine Menge so feicher und koketter Toiletten, so viele pitante brünette und liebliche blonde Köpfechen, daß ein armer Sterblicher davon schier noch mehr geblendet wird, als durch den Anblick des lichtspendenden Tagesgestirns. Die vorherrschend kühle Temperatur am Morgen bedingt ja ohnehin die schweren dichten Stoffe, schließt jedoch keineswegs die leichten Farben aus, die auch umfremt von der Jugend bevorzugt werden. Serge, Tuch, Kamelgarn und homespun beherrschen hauptsächlich das Terrain.

Sehr apart ist unter anderen ein weißes Tuchkleid mit schwarzer Stiderei. Der sehr enge, vorn glatte, rückwärts gezogene Rock ist ringsherum viermal mit handbreiter, durchbrochener, schwarzer Seidenstiderei besetzt, welche 10 Cent. große Zwischenräume trennen. Die glatte Taille mit weiten Ärmeln schließt am unteren Rande durch ein geknüpftes Seidengitter mit kleinen Pompons ab und wird durch ein spanisches Jäckchen mit Seidenstiderei vervollständigt; letztere zielt auch den Stehfragen und die breiten, mit hängenden Pompons umgebenen Ärmelmanschetten. Ein schwarzer „holero“ mit a jour-Krempe und drei weißen Seidenpompons vervollständigt das reizende Kostüm, dem sich ein solches aus hellfräse Flanell würdig anreihet. Die vordere und hintere Bahn sind schlicht, und nur die Seitenbahnen hat man in zahllose kleine Falten gebrannt, die, mehrfach unsichtbar an Bändern befestigt, unten auspringen. Die blusenartige, in den Rock gesteckte Taille hat einen etwas tiefen Halsauschnitt mit Matrosentragen aus dunklerer Seide, vorn durch eine zum Schifferknoten verschlungene crème Krawatte gepußt, deren lange Enden unter die breite, rückwärts geknotete, dunkelfraise Seidenschärpe gesteckt werden; die Flanellärmel sind weit und zeigen unten ein Seidenrevers. Allerliebste ist der große, dazu passende Hut aus gelblicher Strohhüte mit abgetönten fraise Seiden- und Sammetbändern und crème Seidencrepe garniert.

Auch ein dunkelblauer Sergerock mit einer blaß- und dunkelblau gestreiften Seidenbluse und einem jener so beliebten englischen „sailorhats“ aus Stroh, mit blau-weißem Band umgeben, ist ein sehr passender Morgenanzug für ein junges Mädchen. Ältere Damen hegen eine ganz besondere Vorliebe für dunklen Flanell und Buffalo, auch Kaschmir findet viele Liebhaberinnen; im allgemeinen jedoch entfalten sie eine wirkliche Toilettenpracht erst zum Diner und den abendlichen Konzerten. Es ist eine anerkannte Tatsache, daß man in der haute saison eines Badeortes weit weniger glänzende Toiletten zu sehen bekommt, als unmittelbar vor Beginn derselben. Daher bietet auch der Strand von Scheveningen im Juni, speziell an den Nachmittagen, ein so farbenprächtiges Bild, daß ich meinen liebenswürdigen Leserinnen wenigstens einige der Toiletten beschreiben will. Vorherrschend sind die schweren Seidenstoffe und die düstigen mousseline de soie, im Verein mit Crêpe de Chine und Joulard.

Wundervoll wirkt ein Kostüm aus tiefrotem Moiré mit Seitenbahnen aus écarl irischer Spitze; die Vorderbahn und die etwas schleppende Rückbahn sind glatt, desgleichen die Taille, welche einen spitzen Einfaß aus irischem Spitzen vorn und am Rücken aufweist. Die nur wenig an der Kugel gezogenen langen Ärmel zeigen einen Spitzenteil, der, breit am Handgelenke beginnend, ganz schmal bis zur Achsel ausläuft, was sehr apart und effektiv wirkt. Ein Capotehütchen aus écarl Spitzen mit abgetöntem Kopf aus Mohnblumen vervollständigt das Kostüm aufs vorteilhafteste.

Ueberaus vornehm wirkt ein Crêpe de Chine-Kleid, das auf schwarzem Fond blaßviolette Fliederdolben mit zartgrünem Laub zeigt. Um den schlichten Rock läuft ein 30 Centimeter hoher, echter schwarzer Chantillyspitzenvolant, durch ein Fett-

band gehalten, während die Taille ein durch aufgenähte Fettpassementerie imitiertes spanisches Jäckchen bildet. Spitzen garnieren den Stehfragen und den Abschluß der weiten Ärmel, die überall durch verstreute Fettgrelots geziert sind. Zu diesem Kostüm gesellt sich ein großer runder Hut, aus schwarzem Bast mit einer Garnitur aus Chantilly-Spitzen und abgeschattierten violetten Malven, die sehr geschmackvoll wirken.

Eine der bemerkenswertesten Toiletten jedoch ist aus schwarzem Erbsentüll hergestellt auf einem Damastunterkleid, mit einem Devant aus gestreiftem Tüll und Seidenband, über und über mit mattfarbenen rosa und rötlichen Netzen bestickt, zu welchem die Oberärmel und ein Plastron aus demselben Material ganz unbeschreiblich vornehm wirken; gehoben wird die Toilette durch ein Capotehütchen aus schwarzen Spitzen mit einer Nigrette aus geschliffenem Silber.

Sehr chic für junge Frauen ist eine Toilette aus sévres-blauem Moiré mit crème Seidencrepe; Rock und Taille sind im Zusammenhang geschritten und rückwärts geknüpft. Darüber fällt eine Polonaise aus dem düftigsten aller Seidengewebe, die vorn offen ist und nur in der Taille, von innen heraus, durch eine schmale lange Goldgraffe zusammengehalten wird. Die weiten Ärmel sind gespalten und nur ab und zu durch einen Goldknopf zusammengefaßt, sodaß der lange blaue Moiréärmel sichtbar wird. Ein weißer Strohhut mit blauen und weißen Federn eignet sich vorzüglich zu dem graziosen Kostüm, das zweifellos zahlreiche Bewunderinnen finden dürfte.

Sowohl die kostbaren Seidenmuffelins, als auch die bescheidenen Wollmuffelins und die geblühten bedruckten Muffelkleider sind en vogue und werden ganz besonders von der taufrischen Jugend bevorzugt.

Und jetzt, meine Damen, ein Wort noch über das Wichtigste, was man im Seebad gebraucht: den Badeanzug. Die einfachen Façons und Stoffe sind höchstens noch verwendbar für die „bains séparés“, die stark frequentierten „bains mixtes“ hingegen fördern neben dem „chic“ auch den Luxus. So eignet sich die englische „Liberty-silk“ ganz vorzüglich für elegante Schwimmanzüge, und besonders Meergrün findet viel Anklang. Wie umschweifend oft eine Mode-einzelheit sein kann, zeigt sich jedoch darin, daß die Badekostüme heuer durchweg gepuffte Ärmel haben, die unter dem Ellbogen in einer Spitzenmanschette endigen. Sehr apart ist zum Beispiel ein Anzug aus roter Liberty-Seide mit einer gezogenen Tunika über gepufften Beinkleidern und einer Bluse, durch eine Seidenschärpe in der Taille gehalten; die Manschetten der weiten Ärmel und den Matrosentragen zielt crème schweizer Stiderei, was sehr hübsch wirkt. Ein anderer Anzug stellt sich aus dunkelblauem Badestoff mit weißen Verzahnungen am Saum des über die Beinkleider fallenden Röckes zusammen. Ueber die blaue, vieredig ausgeschnittene Bluse ist ein bosnisches Jäckchen aus geknüpften weißen Schnüren gezogen, das die gepufften blauen Ärmel, die unten soutachiert sind, frei läßt und genau im Taillenschluß abschließt, unter dem der blaue Stoff in einer Puffe herausfällt. Allerliebste ist ebenfalls ein Schwimmkostüm aus meergrüner Seide mit einem Gürtel aus crème Gifflspitzen, der bis unter die Arme reicht, einem ebensolchen Matrosentrage und jobot-artiger Garnitur an den seitwärts geschlitzten, unter dem kurzen Röckchen sichtbar werdenden Beinkleidern.

Sie sehen, verehrte Leserinnen, Göttin Mode führt einen Sturm aus gegen alle diejenigen, welche sich nicht aufrufen können oder wollen, an die See zu gehen, deren salzige, kühle Luft alle Migränen hinwegspült, alle Sorgenfalten glättet, mit einem Wort Herz und Gemüt erfrischt. Denen aber, die das Meer lieben, giebt es zum Lohn, Aphroditiden vergleichbar, erneute Jugendfrische und Jugendtschöne aus seinen schaumgekrönten Wellen.

Eine Gewissensfrage.

(Hierzu das Bild S. 237.)

Nachdruck verboten.

In dem prächtigen Empfangsalon des gräflich Herbersteinischen Hauses auf dem Opernring hatten sich, nach dem Hochamt bei den „Michaelern“, einige Freunde und Verwandte des Hauses zur Sonntagsvormittagsvisite eingefunden: ein junges Brautpaar mit ihrer gardedame, der noch immer schönen Baronesse Nelly, der General von Uházy, ein alter Kamerad des verstorbenen Feldmarschall-Lieutenant Herberstein, der nie ohne seine Witi, seine schöne Tochter aus der zweiten Ehe, zu sehen war, und ein Neffe der Gräfin, „der heilige Antonius“, wie sie den Anton getauften angehenden Geistlichen nannten, seit er in das Alumnat von St. Stefan eingetreten war. Der alte General war der Typus des österreichischen höheren Militärs aus der alten Schule, mehr ritterlicher und lebenslustiger Kavallerist, als Kriegswissenschaftler, ein bißchen large, geneigt, sich gehen zu lassen und von der jovialen, etwas oberflächlichen, aber noch nicht vom Pessimismus angegränkelten lachenden Weltanschauung durchdrungen, die man im österreichischen Adel so vielfach antrifft. Er machte gern einen Spaß, oft ohne besondere Rücksicht auf die Zuhörerlichkeit,

* Vittoria

aber auch die zimperlichsten Damen hielten ihm was zu gute. Der Accent seiner transleithanischen Heimat erhöhte die Wirkung seines Vortrags, „man muß lachen, ob man will oder nicht, er bringt alles so komisch heraus.“ entschuldigend sich die Damen.

Die Gräfin Herberstein und Graf Mucki* machten die Honneurs. Als der General den jungen Geistlichen sah, ließ er ihn gar nicht mehr aus, das war was für ihn, „der mußte sich ein bißel aufziehen lassen.“ Anton strich etwas bescheiden mit den Fingern über das glänzende Seidenhaar seines breitgeränderten Hutes — er fühlte, daß die Blicke der schönen Witi, die ihn zum erstenmal in dem Anzug sah, mit Neugierde auf ihm ruhten. Sie hatten sich als Kinder gekannt, geduzt, sie waren miteinander, im Prater unten, im Ringelspiel gefahren . . . sie hatten miteinander geschmollt und gelacht. Nun sah sie vor ihm, eine große Dame, eine umworbene Schönheit, und er — ein ernsthafter, feierlicher Kandidat der Entfugung, trotz der Jugendfreundlichkeit, die auf seinem fast knabenhaften Gesicht lag.

„Excellenz, bringen Sie uns den guten Toni nicht so in die Verlegenheit!“ bat mit seinem gutmütigen, aber nicht geistreichen Lachen Graf Mucki, der am Bibliotheksschrank lehnte, dos à dos mit den Klaffler-Prachtausgaben.

„Aber Mucki, ich thu ihm ja nie,“ erwiderte der General, „ich sag' nur, daß ich selber Anlage gehabt hätte zum Geistlichen, ich bitte, schon wie ich Oberleutnant war, hab' ich die Tonjur gehabt.“

Der General legte seine markige Hand mit der gebräunten, etwas faltigen Haut auf den Kahlkopf und kniff Mucki ein Auge zu.

„Na sonst,“ fuhr er, nachdem der Witz von den Herren aufgefaßt worden war, fort, „sonst hätte ich freilich nicht viel Anspruch gehabt auf die Weihen, denn offen gestanden, ich erkenne keinen Heiligen an, außer höchstens den St. Julien und — den laß ich stehen, wenn ich Böslauer oder Gumpoldsfirchner haben kann — bitte, das ist mein Ernst!“

„Es ist doch der schönste Beruf, Geistlicher, wenn man sich so denkt . . .“ fiel Baronesse Nelly ein, die neben der Gräfin auf dem Sofa saß. „Allein schon der Gedanke, daß man einem Stellvertreter Gottes alles anvertrauen kann, was einem das Herz schwer macht. Ja, das Ohr des Priesters ist da für alle Klagen der Menschheit . . . es giebt ja nichts, was man ihm nicht anvertrauen dürfte. O, das ist ein hohes, ein beneidenswertes Los!“

Fräulein Witi blickte in den Schoß, aber ihre hellen Augen stahlen sich zu dem Priesterstücker und ehemaligen Genossen hinüber, der mit christlicher Demut die ruhmredigen Worte der frommen Baronesse anhörte. Das Brautpaar stieß sich an, die Gräfin räusperte sich.

Der General hatte lang genug geschwiegen. „Alles schön und gut, aber ich bitte, was nutzt mir das alles, wann er sich keine Frau nehmen darf, na, ich möchte unserm Toni eine Frau aussuchen . . .“ er legte den Zeigefinger auf den Damen und fuhr damit durch die Luft, „oder am Ende hat er schon eine in petto . . . hm?“

Die Damen machten verlegene Gesichter, Witi hatte plötzlich etwas in der verborgenen hintersten Tasche ihres hellen Kleides zu fuchen. Graf Mucki lachte und ließ seine Zähne unter dem buschigen Schnurrbart hervorleuchten, er sagte begütigend: „Der arme Toni, wie's ihm heit wieder zugehen, ha, ha, ha!“

Das Opfer des Generals lachte einen Augenblick mit weltlicher Heiterkeit, das offene Jünglingsgesicht überzog sich dann aber mit einer Röte, und er fand nur eine verneinende Gebärde zur Antwort.

„Na, beichten Sie, Anton,“ fuhr der General in seinem Scherz fort, „dann beichte ich Ihnen auch, obwohl ich schon beiläufig die Hälfte der zehn Gebote vergessen habe, meiner Seel, ich bitte, für mich giebt es überhaupt nur zwei Gebote, erstens: ‚Du sollst Seiner Majestät gehorchen!‘ und zweitens: ‚Du sollst deine Tochter lieb haben!‘ gelt?“ Dabei legte der General seine Linke auf Wikis runde Achsel und streichelte sie, in der Art, wie man den Hals eines Pferdes klopft.

Die Tochter des Generals sah für einen Moment zu dem alten Herrn auf, sie nicht mit kindlicher Bärtlichkeit und ließ ihre Rechte drücken.

Dieser zufällige Händedruck schien zur Nachahmung einzuladen. Man erhob sich, reichte und küßte sich unter allerlei Verbindlichkeiten und unter einer Flut von Titulaturen die Hände, die meisten hatten noch ein paar Besuche vor und fanden, daß es „die höchste Zeit“ sei.

Alle gingen, nur der „heilige Antonius“ blieb, er speiste ja stets mit seiner Tante und Better Mucki, der, die Honneurs machend, die Freunde noch bis zur Treppe geleitet hatte, unter Grüßen und Lachen. Der schlantgenwachene junge Mann mit dem kurzgeschorenen Haar, dem frischen Gesicht und dem dunklen, bis zum Kinn geschlossenen Priestergewand, lehnte am Erker, hinter einem Atlasvorhang verborgen, daß man ihn von unten nicht sehen konnte. Er aber sah, wie Witi an des Generals Seite im Plafar Platz nahm. Dann hüpfen die Räder des Wagens über das Pflaster dahin.

Beneidenswert hatte ihn die fromme Baronesse gepriesen. Ja: seinem geheiligten Ohr wird man in der Beichte alles anvertrauen, alles, das Geheimste, alle Tiefen des christlichen Menschenherzens werden sich ihm erschließen, nur ein kleiner Satz wird nie an sein Ohr bringen, das Zaubervort: „Ich liebe dich!“

P. v. S.

* Johann Nepomuk.

Wie kommt's?

Wie kommt's, daß das, was wir erstrebt,
Wann wir's erreicht, nie so beglückt,
Als da wir es im Traum erlebt
Und es im Traume uns entzückt?

Wie kommt's, daß selbst die Blume matt
Hinwelkt, wenn deine Hand sie hält,
Und was als Stern entzückt dich hat,
Als Stein zu deinen Füßen fällt?

W. L. Armstrong.

Neues vom B cherfisch.

Ernst Wichert: „Littauische Geschichten.“ Neue Folge. (Leipzig, Verlag von Karl Neisner.) Zu den mannigfachen Verdiensten, die Wichert in seiner dreissigjährigen literarischen Tätigkeit um unser deutsches Schrifttum erworben hat, ist mit besonderer Betonung auch jenes zu rechnen, das er, den Dichter und den V lkerpsychologen in sich vereinernd, dem Leben eines fast vergessenen und in unaufhaltbarem Hinschwinden begriffenen Volksstammes eine Fülle poetischer Momente abgewonnen und dieselben zu epischen Gebilden gestaltet hat. Freunden der Völkerkunde war seit etwa vier Jahrzehnten in den verdienstlichen Schleicherschen Arbeiten, Forschungen und Sammlungen, sowie in den dankenswerten Publikationen der „Littauischen literarischen Gesellschaft“ in Rissit (von anderen Veröffentlichungen abzusehen) ein willkommenes Einblick in das eigenartige Sein und Wesen jenes interessanten Volkes, wie in die Struktur seiner höchst altertümlichen Sprache erschlossen; für das nicht gelehrte große Publikum hat erst Wichert die Bekanntschaft mit littauischem Leben, Sinnen und Denken vermittelt und — das wir es nur gleich sagen — in mustergeradiger Weise! Sowohl die erste Publikation „Littauische Geschichten“, die im Jahre 1882 die jedem Leser gewiss unvergeßlich gebliebenen Erzählungen „Anas und Grita“, „Eve“ und der „Schaktarj“ brachte, als auch die oben erwähnte „Neue Folge“ der „Littauischen Geschichten“ (Gendrik Kranpatis — Mutter und Tochter — Für tot erk rt) sind dichterische Produktionen von hohem und bleibendem Wert. Die Schilderung littauischer Eigenart im gewöhnlichen Leben wie in bewegten Momenten kann wohl von uns nicht kontrolliert werden, trägt aber überall das Gepräge lebensvollster Wahrheit in Beobachtung

und Widerspiegelung und erhebt sich, getragen von wahrhaft tragischen Stoffen, zu hinreissender Wirkung. Unsere zeitgenössische Literatur hat nicht viele Romane aufzuweisen, die Wicherts „Littauischen Geschichten“ an die Seite gesetzt werden könnten!

Paul Baehr: „Neues Buch der Lieder.“ Aus der großen Masse zeitgenössischer Lyriker ragt der Verfasser dieses „Neuen Buchs der Lieder“ bemerkenswert hervor. Was ihn auszeichnet und was seine Lieder dem Herzen des empfindenden Lesers unmittelbar nahe bringt, das ist die Fälle und Tiefe des Gemütes, von der sie Kunde geben, ist die Echtheit der Empfindung, die überzeugend hier Ausdruck gewinnt, ist die Reinheit der Gesinnung, der männliche Adel seiner Weltanschauung und die schlichte Schönheit der Form, die dem dichterischen Gedanken das unmittelbar ad quate Gewand  berwirft. — Eder Frauenliebe verband Baehrs Dichtung offenbar ebensoviel als Baehrs Leben. Dem Schwergewicht der Dichtung für verlorenes Vergängliches einen unvergänglichen Ersatz. Mit Recht ist ihr der gröſste und schönste Teil des Buches geweiht!

Hermann Bang: „Versehles Leben.“ Aus dem Dänischen. (Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.) Es sind zwei sehr anziehend vorgetragene Erzählungen, in denen der Verfasser sein Thema behandelt: die eine, „Ihre Hoheit“, schildert das zweck- und ziellose, jedes tieferen Inhaltes entbehrende und doch innerlich nach Besserem trachtende Leben einer Prinzessin an einem der kleinen,  den, k glichen stagnierenden Höfe, aus intimer Kenntnis, mit bitterer Satire, die jedoch nicht frei ist von wehm tigem Mitgefühl mit dem verlorenen Leben „Ihrer Hoheit“; die andere Erzählung „Charlotte“ schildert ergreifend die Laufbahn eines künstlerischen Wunderkinds, das, durch wuchernde Zynophrenen und einen gewissenlosen Vater ausgebeutet, seine Jugend um Geldgewinn erdriicken muß und, außerstande sich fortzubilden, endlich jämmerlich zu Grunde geht.

Taktlosigkeit.

Von Marie Schramm-Macdonald.

Nachdruck verboten.

Das war eine schöne Verwirrung in dem reichsgr flichen Hause derer von Hochburg, damals als die Frau Erbprinzessin daselbe mit ihrem Besuch begnadet hatte! Es kam alles darauf an, das die hohe Frau von diesem Besuche den besten Eindruck mitnahm; schwierige Familienverhältnisse, welche bereits Jahre hindurch ihren niederliegenden Einfluß auf ein Duzend nervöser Personen des Stammes derer von Hochburg ausgeübt hatten, konnten ein für allemal in wohlthuender Weise zu einer allseitig befriedigenden Lösung gelangen, wenn die Prinzessin im Hochburgischen Heime sich „comme chez elle“ fühlte — und nun? Nun war alles verdorben, alles verfahren! Feindschaft auf ewige Zeiten hatte die empörte, tiefverlechte G stin dem ganzen Hochburgischen Geschlechte geschworen! Kein lautes Wort ihrerseits hatte dies verkündet, aber die sprechende Mimik erzeigte das mangelnde Wort mehr als zur Genüge, und eine Stunde nach dem „schrecklichen Vorfall“ hatte die Prinzessin für immer das Haus verlassen.

„O des Verhängnisses! O über die Taktlosigkeit des inf —“ beinahe wäre ein plebejisches Wort über die schmalen Lippen des reichsgr flichen Vaters geschlüpft, der strenge Blick der Mutter schenkte es indes zur rechten Zeit zurück.

„Mais, mon dieu, cher ami,“ sagte sie dann und lehnte den wohlfrisierten Kopf matt gegen die hohe Lehne des silbernen Sessels, „was wollen Sie? Sind es nicht die Früchte Ihrer Erziehung, welche Sie heute in so fataler Ernte einge-

Allerlei für's Haus.

Schaukelst. Gartenbesitzern und Sommerfrischlern wird eine in Deutschland patentierte Erfindung Bruno Forbigers in Schönefeld bei Leipzig willkommen sein: das zusammenlegbare Schaukelst. Es besteht aus mehreren B gelst cken, die einerseits die Schaukelstufen, andererseits das Dachgestell bilden. Zwischen den B gelst cken wird eine Hängematte angebracht und das Ganze mit einer Stoffdecke überdeckt. So bildet es zugleich Stuhl und Schaukelstuhl in natürlicher und gewiss oft willkommener Verbindung.

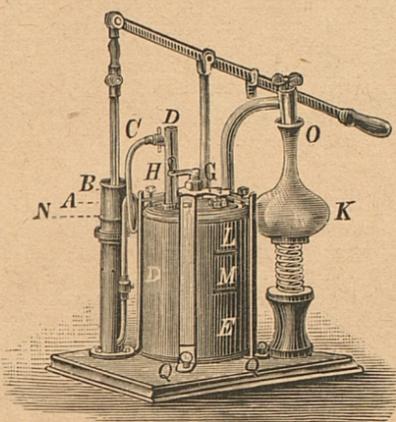
Blattwenden. Um das Zurückschlagen umgewendeter Buch- oder Notenblätter zu verhüten, erfand A. J. Lehmann in Berlin eine ihm für Deutschland patentierte einfache Vorrichtung: am Leze- oder Notepulte ist vor der Mitte des Buches ein von einem kleinen Gewicht stets in die senkrechte Stellung gebrachter Hebel angebracht, welcher beim Uml ttern zur Seite geneigt wird. — Als Kuriosum sei hierbei ein gleichfalls patentierter zusammenlegbarer Notenst nder erwähnt, den Giovanni Contarbio und Antonio Mina in Turin erfanden. Derselbe ist so eingerichtet, das er nach dem Zusammenlegen die Form eines Degens hat und als solcher getragen werden kann. Diese Erfindung kommt, scheint uns, an hundert Jahre zu spät, denn welcher ausübende Musiker läuft heute noch mit dem Degen herum — er müßte denn in Uniform stecken; aber auch dann käme er aus dem Regen in die Traufe, denn mit einem Notenst nder ist nicht gut fechten. — Ueber vorstehende Patente giebt das Patentbureau von Otto Wolff in Dresden unseren Abonnenten kostenfrei jede gewünschte nähere Auskunft.

Der Studienstift, ein Ersatz der Zeichenkohle, von der bekannten Firma Johann Faber in Nürnberg erfunden und seit kurzem in den Handel gebracht, darf als interessante und eigenartige Neuheit bezeichnet werden, die sich bei Künstlern und Dilettanten bald das Heimatsrecht erwerben wird. Der Studienstift stellt sich als ein sechsfl chiges, vierzehn Centimeter langes Prisma aus feinem, weichen Graphit dar, welches in eine vernickelte Metallhülse gespannt wird. Mit diesem handfesten Graphitstift lassen sich Stizzen kleinen und großen Maßstabes in derselben angenehmen Weise entwerfen, wie mit Holzkohle. Die weiche Graphitmasse giebt außerordentlich leicht ab und gestattet ebensogut die Ausführung zarterer Halbtonen wie kräftigerer Schlag Schatten. Mit weichem Gummi lassen sich die Stizze leicht herausnehmen, und die Anwendung des Stifters ist in weitestem Umfange statthaft. Die rasch sich abnutzende, leicht splittende Kohle dürfte in den Graphitstiften, die übrigens in verschiednen H rten angefertigt werden, eine scharfe Konkurrenz erhalten. — Beiläufig bemerkt, ist von derselben Firma kürzlich auch ein sich besonders zu Geschenken eignendes „K nstleretui“ angefertigt worden, bestehend aus einem h blichen, aus Pappe gefertigten, mit Kaliko überzogenen Deckelkasten und enthaltend vier Schraubstifte mit verschiednen Mineneinlagen, vier Vorratsh lsen mit je sechs Minen Nummer 1, 2, 3 und 4, einen Lederwischer und einen weichen Radiergummi.

Nickelgeschirre im Haushalt. Wir haben früher schon unseren Lesern über das Nickelhochgeschirr berichtet und feststellen müssen, das über die Gefährlichkeit und Ungefährlichkeit derselben die Gelehrten noch nicht einig seien. Bei der großen Verbreitung und den Vorzügen dieser Kochgeschirre ist es jedenfalls von Wichtigkeit zu wissen, wie weit man ihrer Unsichlichkeit trauen kann. Neuerdings hat nun A. Rhode in Hamburg eine große Anzahl von Versuchen mit diesem Geschirr angestellt, um sich über die Angreifbarkeit derselben durch organische Säuren, d. h. solche Säuren, die im Haushalt und K che in Frage kommen, Gewissheit zu verschaffen. Zur Prüfung gelangten, außer den wegen ihres billigeren Preises am meisten in Gebrauch befindlichen nickelplattierten Geschirren, Schalen aus reinem Nickel und solche aus Stahlblech, Kupfer und Messing, die einen möglichst starken galvanischen Nickel berzug erhalten hatten. Als angreifende Säuren wurden verwendet: Essigsäure, Citronensäure, Weinsäure, Milchsäure und Buttersäure in verschiedenen Verdünnungen. Wenn das Geschirr nun auch durch alle diese Säuren, sowohl in der Kälte als in der Wärme, angegriffen, das heißt Nickel von denselben aufgelöst wurde, so kommt Rhode doch durch seine weiteren Versuche zu dem tröstlichen Schluß, das die geringen Mengen von Nickel, welche etwa in die Speisen gelangen, auch bei regelmäßiger und andauernder Aufnahme in den Organismus diesem nicht schädlich werden, vorausgesetzt, das die Nickelhochgeschirre an sich gut, also aus einer renommierten Fabrik bezogen sind. Die Ungefährlichkeit der Nickelhochgeschirre haben auch die Erfahrungen der Forscher Seerkens, Laborde und Niche bestätigt. Für die Hausfrau ergibt sich daraus, das Nickelhochgeschirre sauren (und fetten) Speisen gegenüber nicht gefährlicher sind als solche aus Kupfer oder Messing, das aber auch gleich letzteren Nickelgeschirr stets sauber und blank gehalten werden muß und man die Speisen in denselben nicht länger stehen lassen darf, als zu ihrer Bereitung unbedingt erforderlich ist.

Wirtschaftsplaudereien.

Neue pneumatische Eismaschine zur Bereitung von Speiseeis und zum Frappieren von Getränken. Das Bedürfnis nach einer wirklich zuverlässigen Maschine für Handbetrieb zur Herstellung von Noheis in verhältnismäßig kleineren Quantitäten hat sich seit langer Zeit fühlbar gemacht. Die meisten der vorhandenen Apparate haben ihren Zweck nur unvollständig erfüllt oder erforderten, um zufriedenstellende Resultate zu erzielen, größere Quantitäten von Gefrierpr paraten, deren Beschaffung und Erhaltung an  berseelischen Plätzen fast ausnahmslos mit Schwierigkeiten verbunden war, weshalb der Preis des produzierten Eises ein verhältnismäßig hoher wurde. Die pneumatische Eismaschine ist nach dem bekannten Prinzip konstruiert, das Wasser im luftverd nneten Raume schon bei gewöhnlicher Temperatur in Rechen gerät, rasch



verdunstet und dabei so viel Kälte erzeugt wird, das das zurückbleibende Wasser gefriert. Als wichtigste Teile des hier beschriebenen Apparates werden mit hin eine starke Luftpumpe, sowie ein gueiser, innen cementierter Zylinder, welcher zur F llung mit der die Wasserdämpfe aufnehmenden Schwefelsäure dient, zu bezeichnen sein, sowie ein gläsernes oder metallenes Gefäß, das die zum Gefrieren zu bringende oder zu fühlende Substanz aufnimmt. Eine F llung der zur Aufnahme der Wasserdämpfe bestimmten gewöhnlichen, überall käuflichen Schwefelsäure (von 1,846 spezifischem Gewicht) kann zu etwa 100 Operationen verwendet werden, ehe sie so weit verb nnt ist, das man sie durch frische ersetzen muß. Diefelbe bleibt in dem Zylinder, und die Maschine ist daher stets zum Gebrauch fertig. Bei Transporten, auf Expeditionen u. s. w. ist ein Entfernen der Fälligkeit gleichfalls unnötig und nur darauf zu achten, das der Apparat aufrechtstehend befördert wird.

Ueber die Behandlung der Maschine ist kurz folgendes zu sagen: zum Frappieren von Wasser dient die oben abgebildete Karaffe (O); dieselbe wird, nachdem in den Zylinder die gehörige Quantität Schwefelsäure hineingegossen, zur Hälfte mit Wasser gef llt und auf die mit K bezeichnete Platte gestellt, wonach man die Pumpe langsam und gleichmäßig bewegt; hiermit wird so lange fortgefahren, bis das in der Karaffe enthaltene Wasser große Blasen wirft (kocht), was etwa noch 2-3 Minuten dauern wird. Dann hört man auf zu pumpen und dreht die Kurbel des im Zylinder befindlichen Spatels H so schnell als möglich hin und her (diese Bewegung hat den Zweck, die starke Schwefelsäure nach oben zu bringen und dadurch den Gang der Operation zu beschleunigen). Nach 1-2 Minuten fest sich Eis an den Wänden der Karaffe fest und verbreitet sich mit großer Schnelligkeit über den ganzen Siedel des Wassers; man kann nun durch längeres oder kürzeres Arbeiten mit der Kurbel und gelegentlichen Bewegungen der Pumpe die Eisdickte beliebig stark machen. Um einen Bloß Noheis oder Speiseeis herzustellen, bedient man sich des gleichfalls nebenstehenden stizierten Glases, welches dann anstatt der Karaffe auf die Platte K gestellt wird, während der daran befindliche Schlauch in ein mit Wasser gef lltes Gefäß eingeführt wird.

Man beginnt nun damit, das Glas flüssiger zu pumpen, öffnet darauf den am Deckel befindlichen Hahn und läßt so viel Flüssigkeit hineinstromen, wie nötig ist, den Boden zu bedecken. Dann verfahren man wie vorher, indem man jedoch Wasser erst aufs neue zuläßt, nachdem das im Glase befindliche vollständig gefroren ist. Die neue pneumatische Eismaschine wird in mehreren Gr en gefertigt; mit einer solchen der kleinsten Nummer (Preis 300 Mark) kann man bei einer einmaligen Operation bis zu ca. 600 Gr. Noheis herstellen und bei häufiger Wiederholung derselben sich eine ansehnliche Quantität davon verschaffen. andererseits ist der Apparat auch zum Frappieren von Wein u. s. w. in Originalflaschen mit bestem Erfolg zu verwenden.

Genauere Beschreibung sowie Angaben über die verschiednen Gr en u. s. w. sind in dem von untenstehender Firma herausgegebenen Spezialprospekt enthalten.

Bezugsquelle: Magazin des königl. Hoflieferanten E. C. O. H. n., Berlin SW., Leipzigerstr. 88.

Schach.

In England erfreut sich das Schachspiel auch beim schönen Geschlechte großer Beliebtheit. Mehrere Damen haben neuerdings mit gutem Erfolge als Preisbewerberinnen an Problemtournieren teilgenommen. Während der letzten Jahre sind namentlich die Kompositionen der Frau Baird, deren Porträt wir beifügen, wegen ihrer Einfachheit und Zierlichkeit allgemein anerkannt worden.

Frau Editha Helena Baird, geboren zu Hareston 1859, seit dem Jahre 1880 mit dem Generalinspektor W. J. Baird vermählt, entstammt der alten angesehenen Familie Winter-wood, in der das Schachspiel sozusagen heimisch ist. In ihren Mußestunden hat Frau Baird bereits etwa 100 zweiz gige und 50 dreizügige Aufgaben komponiert, von denen mehrere in englischen Problemtournieren mit Ehrenpreisen ausgezeichnet worden sind.

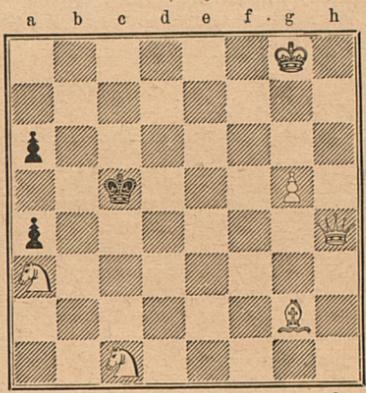


Frau Editha Helena Baird.

Unseren Schachfreundinnen und Schachfreunden legen wir die folgende Aufgabe der genannten Schachkomponistin vor:

Aufgabe Nr. 268.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 266 Seite 200.

- 1. D h 6 - f 4. Schwarz.
- 1. K d 5 n. o 6. We.
- 2. S a 6 - c 7 matt.
- A. We.
- 1. Schwarz.
- 1. S d 8 n. o 6. We.
- 2. c 3 - c 4 matt.
- B. We.
- 1. Schwarz.
- 1. S b 7 - c 5 oder - d 6. We.
- 2. S a 6 - c 7 oder T e 6 - e 5 matt. Andere Spielarten leidt.

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 119.

S b a.

In die Felder eines Vierecks, das 81 kleine Vierecke enthält, ist der aus drei Buchstaben bestehende Vorname Sba in nebenstehender Art 27mal eingetragen. Derselbe Vorname soll in ein Viereck von gleicher Form in anderer Art 27mal eingeschrieben werden, nämlich so, das jeder der Buchstaben S, D und A in jeder wagerechten und senkrechten Felberreihe nur dreimal, nicht öfter erscheinen darf.

S	A	D	S	A	D	A	D	A
D	S	A	D	S	S	S	D	A
A	D	A	A	D	A	S	D	S
A	D	D	S	D	A	A	S	D
S	S	A	S	D	S	D	A	A
S	D	A	S	A	S	D	D	S
A	D	A	A	D	S	A	S	D
S	D	S	D	S	D	S	A	A
S	A	S	D	A	A	D	D	S

Wie wird das ausgeführt?

Auflösung der sechsfl bigen Charade Seite 200.

Mazarintinte.

Auflösung der Anagramm-Aufgabe Seite 200.

- 1. Napoleon, Moskita,
- 2. Belgoland, Island,
- 3. Griechenland, Athen,
- 4. Goethe, K sting,
- 5. Nante, Niebuhr,
- 6. Masforn, Giesant.

Die Anfangsbuchstaben ergeben:

Hermann Lingg.

heimst haben? Erinnern Sie sich jenes fürchterlichen Tages — o ich werde ihn niemals vergessen," die Gräfin stieß einen tiefen, herzbrechenden Seufzer aus und fuhr mit der schmalen Hand nach der Gegend, wo sie das Herz vermutete, "erinnern Sie sich jener Stunde, da Sie meinen Sohn schlugen, schlugen — horreur! — weil dieses arme, damals vierjährige Kind eine begangene Unart ablegnete. Sie sprachen damals die Hoffnung aus, ihm die Wahrheitsliebe für alle Zeiten eingepaukt zu haben. Eingepaukt! Entsetzlicher Ausdruck — vermutlich aus Ihrer fürchterlichen Studentzeit! Nun haben Sie's. Egon ist ein Jahr älter geworden und um zehn Jahre vollkommener: er hat heute nur die Wahrheit gesprochen, als er zu Palmyra sagte: „Herr Gott, Tante, haben Sie aber eine spitze rote Nase! Was haben Sie dagegen zu bemerken, Herr Gemahl?"

Ich weiß nicht, ob die Reichsgräfin beschränkt war oder sich nur so stellte. Jedenfalls blieb die Auseinandersetzung, die nun zwischen beiden Gatten erfolgte, ohne harmonischen Abschluß. Die Gräfin konnte oder wollte nicht begreifen, daß zwischen Wahrheit sprechen und jemandem unangenehme Wahrheiten ohne Not ins Gesicht sagen ein ungeheurer Unterschied sei. Der Graf hingegen schoß in Bezug auf die Ansprüche, welche man an den Takt eines Kindes zu stellen berechtigt sei, weit über das Ziel hinaus.

Sehen wir uns nun Egon einmal an, nachdem er ein junger Mann von zwanzig Jahren geworden ist. Sein Verstand ist gereift, er besitzt im allgemeinen die gewinnenden Formen der oberen Zehntausend, er hat ein angenehmes Äußeres, und doch ist er nicht beliebt. „Er ist ein taktloser Mensch," sagen seine Bekannten, und es giebt drei oder vier Persönlichkeiten unter denselben, die ihn beinahe hassen. Egon ist ein Mensch, dessen unverblühte Aufrichtigkeit eine Tugend sein könnte, wenn die aus wahrer, warmer Menschenliebe geborene Empfindung, welche man Takt nennt, ihr in gewissen Momenten bestimmte Schranken zöge. Diese Menschenliebe hat die durch die angedeuteten Verhältnisse verbitterte Mutter ihm nicht einzuimpfen vermocht. Und des Vaters Einfluß blieb wirkungslos, weil er zu selten ausgeübt werden konnte. Was hilft's nun, daß dieser Vater sich fast die Haare ausraufen wollte, wenn man ihm immer neue Hiftörchen hinterbrachte, wie und wo sein Sohn und Erbe wieder „angestoßen" hatte. Egon lachte dann wohl hell auf und sagte: „Thun Sie das ja nicht, Papa, Sie haben so wie so nicht viele mehr zu versenden," ohne zu bedenken, daß er damit eine höchst empfindliche Stelle seines Vaters berührte, denn seine immer größer werdende Glanz feinen geringen Schmerz verrückte. Als die reichsgräfliche Mama diesen Sommer aus Marienbad heimkehrte, wofelbst sie ihr zu ihrer Verzweiflung immer rücksichtsloser sich ausbreitendes „Embonpoint" mit allen Waffen peinlicher Kurpünktlichkeit ensagungsreudig bekämpfte hatte, rief ihr Egon als Willkommen entgegen: „Aber Mama, du bist ja auch nicht um eine Linie schmäler geworden!" Mama wurde hierauf ganz grün vor Aerger, denn Baronesse Klapproth, eine alte, boshafte Verwandte, die zu ihrer Begrüßung mit auf dem Bahnhof erschienen war, würde — das wußte sie — das taktlose Wort Egons mit Vorliebe in der ganzen Stadt verbreiten. Und die böse Welt schenkt so gern dem Glauben, welcher ihr Stoff zu einem schadenfrohen Lachen liefert.

Uebrigens hat Amanda Klapproth selbst recht wenig von dem Takt, den sie dem jungen Verwandten mit spitziger Zunge abspricht. „Denken Sie nur," erzählt sie einer jungen Braut, nachdem die Geschichte von der mißglückten Kur der gräflichen Verwandten mit einigen Zusätzen aufgetischt worden, „da hat sich die lange Malerswitwe Kinalbi in den Kopf gesetzt, den kleinen Hofphotographen Gbeling heiraten zu wollen. Ich bitte Sie, die magere Stange und dieser dicke Zwerg! Lachen muß jeder, der ein solches Paar ansieht. Ueberhaupt sind mir kleine Männer ein Greuel. Sie kommen mir vor wie Hefenkuchen, die sitzen geblieben sind. Ein Mann! Dieser Begriff muß sich schon im Äußeren dokumentieren. Ich könnte nur einen stattlichen Menschen lieben, nur vor einem solchen Respekt haben." Die junge, etwas überschlanke Braut sitzt ganz blaß auf ihrem Plaze und hat kleinlicher Weise eine förmliche Angst, daß ihr Bräutigam plötzlich hereintreten könnte. Amanda hat es sicher vergessen, daß sie bei Gelegenheit des Besuchs, welchen das Brautpaar ihr gemacht, ausgerufen hatte: „Aber Lisa, Sie überragen ja Ihren Bräutigam um wenigstens vier Zoll, das ist zu komisch!" und daß dies sie fast bis zu Thränen verletzt hatte. Ja, sie mußte das vergessen haben, sonst hätte sie nicht heute wieder so spöttisch von kleinen Männern reden können. Hatte es Amanda Klapproth vergessen? Gehört sie zu den unbewußt Taktlosen wie Egon oder zu der giftigen Gattung derer, die verlegen wollen?

Da ist die verwitwete Medizinalrat Menglich. Sie gehört zu den unbewußt Taktlosen. Sie wäre wirklich tief bekümmert, wenn man ihr sagte: hier hast du weh gethan, dort namenlos aufgeregt oder einem fast schon Verzweifelnden das letzte Restchen mühsam bewahrter Fassung geraubt. Aber es sagt es ihr niemand, und deshalb fährt sie fort, der Schrecken aller derjenigen ihrer Bekannten zu sein, die um die eigene Gesundheit sich sorgen oder um einen geliebten Kranken zittern oder einem allzufrüh Dahingegangenen nachweinen. Frau Menglich hat im Zusammenleben mit ihrem Gatten, ihrer Meinung nach, genug medizinische Kenntnisse aufgesammelt, um vorkommenden Falls ein gewichtiges Wort mitreden zu können. Zu einer Brustkranken, die aus einem klimatischen Kurort angegriffen zurückkehrt, äußert sie: „Mit diesem Aufenthalt haben



1. Honig!

Sie sich entschieden geichadet. Hätten Sie mich gefragt, ich würde Sie dringend vor der scharfen Luft dort gewarnt haben. Na, Sie werden mir's noch wieder sagen, armes Herz, daß es Ihnen nur Nachteil gebracht hat. Ach, die jungen Aerzte! So sorglos sind sie, so leichtsinnig. Ja, mein Mann — — und nun folgt eine überreichwengliche Lobrede auf den seligen Medizinalrat, dessen Tugend und Weisheit sie nach seinem Abschied vom irdischen Jammerthale all' den Weibrauch streut, den sie ihm im Leben aus eheweiblicher Politik versagte. Die arme Kranke aber sitzt auf ihrem Plaze wie entseuert, hüpfelt mehr als je und hat dann eine schlaflose, fieberhafte Nacht.

Frau Menglich hat noch einen Kondolenzbesuch zu machen. „Ein namenlos trauriger Fall!" murmelt die Medizinalrätin, als sie die Treppe hinaufsteigt, „der kräftige, blühende, gesundheitsfrohe Mensch, der einzige Sohn, die Hoffnung seiner Eltern — schrecklich, schrecklich!" Bei dem letzten „schrecklich"



2. Senf!

Nach Photographien von H. Schröder, Bremerhaven. Photographieverlag von Emil Schröder, Bielefeld

zieht sie heftig an der Klingel. Die arme trostlose Mutter drinnen im öde gewordenen Wohnzimmer fährt hoch empor aus der Sofaecke, in welche sie sich, dem Zureden ihrer Umgebung sich fügend, geschmiegt hat, um den milden Tröster, Schlaf, herbeizurufen. „Wie rücksichtslos!" ruft empört Tante Barbara, „man möchte wahrhaftig an die Vorhausthür einen Zettel kleben mit der Inschrift: Trauerhaus! Bitte, leise zu klingeln!" Es mangelt so vielen Menschen an richtigem Takt."

Frau Menglich dringt trotz des energischen Abwehrens der Tante bei der schwergeprüften Frau ein. Die bereits stark Erregte muß zum hundertsten Male die Geschichte des plötzlichen Krankheitsfalles, der Behandlung des Patienten, seines unerwarteten niedererschmetternden Todes erzählen. Sie zittert an allen Gliedern, die laute Teilnahme des Besuchs wird ihr zur Folterqual. „Ach," ruft Frau Menglich und umarmt die weinende Mutter, „es ist fürchterlich, ich verstehe Ihren tiefen Schmerz. Aber hätten Sie nur Ihren lieben Kranken, als das hochgradige Fieber eintrat, sofort in ein kaltes Bad gesteckt! Mein Mann that dies stets in solchem Falle mit ähnlichen Kranken, und sie sind alle gerettet worden, alle. Und, nein, daß Ihr Hausarzt nicht angeordnet hat, ist unverantwortlich. Ihr Sohn lebte heute noch, das ist meine Ueberzeugung, wenn er nicht so falsch behandelt worden wäre!"

Die so grausam Belehrt stößt einen langen, tiefen Seufzer aus. Ihr Körper wird starr und schwer. Das Uebermaß der Verzweiflung hat ihr eine tiefe Ohnmacht gebracht. Tante Barbaras Jammer und die werthtätige Sorgfalt, mit welcher sie um ihre Nichte beschäftigt ist, verhindern sie leider, der taktlosen Rätin mehr als ein zorniges „Das hätten Sie doch nicht sagen sollen!" zuzurufen, und so verläßt diese das Haus, ohne sich ihrer vollen Schuld gegen die unglückliche Leidtragende bewußt geworden zu sein.

Bei jedem plötzlichen Trauerfall nach kurzem Krankenlager behauptet die Medizinalrätin, es müsse irgend etwas in der Pflege des Kranken versäumt oder falsch gemacht worden sein. Sie sieht dabei zuweilen so vorwurfsvoll aus, daß die Hinterbliebenen das Gefühl überkommt, als seien sie schuld an dem Tode des heißgeliebten Familiengliedes, das ihnen so unbegreiflich schnell entziffen worden. Man sagt der Menglich nach, sie sei die Ursache der unheilbaren Gemüthskrankheit eines jungen Mädchens, dem sie nach dem Ableben ihrer von einem Gehirnschlag getroffenen angebeteten Mutter äußerte: „Hätten Sie Ihrer Mama gleich Eis auf den Kopf gelegt, so wäre sie leben geblieben."

Taktlosigkeiten! Es giebt deren eine solche Anzahl, daß es hier unmöglich ist, auch nur aller ihrer verschiedenen Gattungen Erwähnung zu thun. Jeder, der dies liest, wird aus dem Vorrat seiner selbstgemachten Erfahrungen einige ergänzende Striche an der Skizze thun können, als welche mein Artikel betrachtet werden muß, und so sei auch mir zum Schluß gestattet, aus meinem eigenen Leben eine solche zu erzählen.

Ich lag am Gelenkrheumatismus schwer krank danieder. Eine Dame meiner Bekanntschaft besuchte mich und ließ sich an meinem Lager nieder, um mich „ein bißchen zu unterhalten". Nach vielem mich unjählich angreifenden Hin- und Herreden rüft sie sich endlich zum Gehen. „Nun, leben Sie wohl," lauteten die mir dabei gespendeten Worte, „und danken Sie Gott, daß die größte Gefahr von Ihnen abgewendet blieb; denn, wenn der Rheumatismus ans Herz tritt, so ist man unrettbar verloren!"

Diese Worte gruben sich wie mit Flammschrift in meine Seele ein. Die trostreiche Dame hatte mir leider nicht die Gewähr gegeben, daß der bedrohliche Zustand nicht noch nachträglich eintreten könnte, und so verursachte mir der Gedanke an diese Möglichkeit erneutes Fieber, eine schlaflose Nacht voll todes- trauriger Gedanken und endlich eine neue nervöse Herzaffektion, die mich in große Gefahr stürzte und meine Genesung erheblich verzögerte.

Und diese Dame war eine sogenannte feingebildete Frau. Möglich, daß sie in Bezug auf die Entwicklung ihres Verstandes diese Bezeichnung verdiente; ihr Herz aber — gewiß nicht im entferntesten böse in seinen Anlagen — durfte auf dieselbe sicherlich keinen Anspruch machen. O möchten doch unsere modernen Bildungsanstalten, die fast ausschließlich bestrebt sind, den Geist zu brechen und in gefällige Formen zu pressen, ein wenig mehr Gewicht darauf legen, Herz und Gemüt ihrer Zöglinge so sorgfältig zu erziehen und auszubilden, daß nicht allein kluge, sondern auch gute und wahrhaft liebenswürdige Menschen aus ihnen werden. Liebenswürdigkeit ist die Grazie einer vornehm erzogenen Seele, eines edlen, menschenfreundlichen Herzens. Und Menschen, die in solchem echten Sinne liebenswürdig sind, sind auch rücksichtsvoll bis ins kleinste und werden unbedingt nie verlegen.

Mit dieser Nummer schließt das II. Quartal.

Unsere verehrten Post-Abonnenten bitten wir, die rechtzeitige Erneuerung des Abonnements noch im Juni zu bewirken, damit in der weiteren Zusendung keine Unterbrechung eintritt.

Wir machen wiederholt darauf aufmerksam, daß die Post aufhört zu liefern, wenn das Abonnement nicht ausdrücklich erneuert wird.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an zum Abonnementspreise von

vierteljährlich 2 Mark 50 Pf.

(in Oesterreich-Ungarn 1 fl. 50 Kr. ö. W. exkl. Stempel)

Die Administration des „Bazar".